

HEYNE
BUCHER

JOHN NORMAN

Der Schurke von GOR

FANTASY



Aus dem GOR-Zyklus von John Norman erschienen folgende Bände in der Reihe
HEYNE-SCIENCE FICTION & FANTASY:

1. Band: GOR – die Gegenerde (06/3355)
2. Band: Der Geächtete von GOR (06/3379)
3. Band: Die Priesterkönige von GOR (06/3391)
4. Band: Die Nomaden von GOR (06/3401)
5. Band: Meuchelmörder von GOR (06/3412)
6. Band: Die Piratenstadt von GOR (06/3432)
7. Band: Sklavin auf GOR (06/3455)
8. Band: Die Jäger von GOR (06/3472)
9. Band: Die Marodeure von GOR (06/3521)
10. Band: Die Stammeskrieger von GOR (06/3559)
11. Band: In Sklavenketten auf GOR (06/3612)
12. Band: Die Bestien von GOR (06/3875)
13. Band: Die Erforscher von GOR (06/4045)
14. Band: Kampfsklave auf GOR (06/4102)

Weitere Bände sind in Vorbereitung,
ebenso eine Neuauflage der früher erschienenen,
inzwischen vergriffenen Titel in neuer Ausstattung
von Vicente Segrelles

JOHN NORMAN

DER SCHURKE VON GOR

15. Band des GOR-Zyklus

Fantasy-Roman

Deutsche Erstveröffentlichung

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY

Nr. 06/4158

Titel der amerikanischen Originalausgabe

ROGUE OF GOR

Deutsche Übersetzung von Thomas Schluck

Das Umschlagbild schuf Vicente Segrelles/Norma

2. Auflage

Redaktion: F Stanya

Copyright © 1981 by John Lange

Copyright © 1984 der deutschen Übersetzung

by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München

Printed in Germany 1985

Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München

Satz: Schaber, Wels

Druck und Bindung: Ebner Ulm

ISBN 3-453-31110-8

Ich schob mich hinter das Mädchen und ergriff sie abrupt, den Mund fest über ihren Mund pressend. Der Müll, den sie aus dem Haus schaffen sollte, ergoß sich über den Boden. Ich zerrte sie rückwärts. Sie wehrte sich und stieß gedämpfte Laute aus. Im Schutz der Reihe der Müllbehälter hinter dem Haus des Oneander von Ar warf ich sie zu Boden. Meine Hand lag an ihrer Kehle und schob den dünnen Stahlkragen unter das Kinn hoch. »Kein Laut!« sagte ich warnend. Sie war blond und trug die kurze, ärmellose weiße Tunika der Haussklavin. Sie war barfuß. »Nimm mich schnell«, sagte sie. »Ich muß bald zurück sein.«

»Wo ist Oneander?« fragte ich nachdrücklich. Mit den Wächtern am Tor des Anwesens hatte ich wenig Glück gehabt. Ich wußte kaum mehr, als daß er zur Zeit nicht in der Stadt war.

»Fort«, antwortete sie. »Nach Norden, geschäftlich.«

»Wohin?« fragte ich. »Wohin?« Meine Hand krampfte sich um ihre Kehle.

»Ich weiß es nicht, Herr«, flüsterte sie. »Ich weiß es nicht! Ich bin doch nur eine Sklavin!«

»Ist die Sklavin Veminia im Haus?« fragte ich. »Eine kleine dunkelhaarige Barbarin aus Vonda, eine Ware des Hauses Andronicus?«

»Sie wurde von Oneander mit zehn anderen nach Norden gebracht«, flüsterte sie.

»Wohin?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wer könnte es wissen?«

»Die Männer in seiner Begleitung«, antwortete sie. »Oneander behält meistens für sich, was er plant.«

»Wer kann es noch wissen?« drängte ich. »Es muß andere geben.«

»Alison«, antwortete sie. »Tanzsklavin im Glockenkragen – sie weiß es vielleicht. Oneander sucht bei ihr oft sein Vergnügen.«

Ich ließ sie los. Erschrocken faßte sie sich an den Sklavenreifen, so fest war mein Griff gewesen.

Ich betrachtete Bauch und Hüften des Tanzmädchens, das vor mir im Takt der lebhaften Musik kunstvolle Verrenkungen machte.

»Hast du schon das Neueste gehört?« fragte der Mann neben mir.

»Nein«, erwiderte ich.

Bis auf zahlreiche Juwelenketten und Armbänder war das Mädchen nackt. An den Ketten und Bändern baumelten zahlreiche Glocken, die einen angenehmen Klang verbreiteten. Sie war blond und stammte angeblich von der Erde. In der Mitte ihrer Stirn hing an einer dünnen Goldkette eine einzelne Perle; sie sah wie ein Tropfen aus.

»Die langerwartete große Schlacht hat stattgefunden«, sagte mein Nebenmann. »Südlich von Vonda. Mehr als viertausend Mann waren darin verwickelt. Es wurde heftig gekämpft. Im Anfang war die Beweglichkeit unserer Formation von großem Vorteil; sie trennten sich, um die angreifenden Tharlarion zwischen unsere Linien zu lassen, und isolierten die Ungeheuer schließlich.« In großer Massierung, das wußte ich, konnten Infanteristen gegen einen Tharlarionangriff wenig ausrichten, allenfalls mit Grabenanlagen oder angespitzten Pfählen. »Dann aber«, fuhr der Mann fort, »wälzte sich die gegnerische Phalanx auf uns zu. Der Kampf schien verloren, es wurde zum Rückzug geblasen, aber dieser Rückzug war von vornherein auf trügerisches Gelände vorgesehen, auf Felshänge und zwischen zerklüftete, rauhe Steinformationen. Unsere Generäle hatten sich das gut überlegt.« Ich wußte auch, daß der mächtigen Phalanx keine starre militärische Formation gewachsen war. In den verschiedenen Reihen der »Phalanx« werden unter-

schiedlich lange Speere gehalten, die längeren von den hinten stehenden Kämpfern. Gleich einer Lawine braust sie vor, dröhnend, kreischend, vor Stahl strotzend. Ihre Wucht ist unglaublich. Sie vermag Mauern zu zerdrücken. Wenn sich auf dem Schlachtfeld zwei solche Formationen begegnen, ist der Aufprall pasangweit zu hören. Einer Phalanx ist nur mit einer zweiten Phalanx zu begegnen – sonst meidet man sie, versucht darum herumzumanövrieren. »Unsere Hilfstruppen trieben die wildgewordenen und fauchenden Tharlarios in die Phalanx zurück. Am Himmel drängten unsere Tarnkämpfer die Söldner des Artemidorus ab. Anschließend deckten sie die zerschlagene Phalanx mit Pfeilen ein. Als die Speerkämpfer ihre Schilde hoben, um sich vor dem Angriff von oben zu schützen, stürzten sich unsere Regimenter von den Hängen auf die Feinde.«

Ich nickte. Mein Blick galt weiter dem Mädchen dicht vor mir. Angeblich kam sie von der Erde. Ich griff nach meinem Paga, hob ihn von dem Tisch, hinter dem ich mit untergeschlagenen Beinen saß.

Während sie mir ihre Schönheit darbot, sah sie mich an.

»Das Schlachtfeld gehörte uns!« rief der Mann. »Nun ist Vonda unseren Truppen schutzlos preisgegeben!«

Ich nickte. Das Mädchen hatte einen sinnlichen, herausfordernden Blick, sie hatte die Augen einer echten Sklavin. Kaum vorstellbar, daß sie von der Erde stammte.

»Die Frauen Vondas werden bald unsere Sklavenmärkte überschwemmen«, sagte der Mann.

»Schlecht für die Preise«, bemerkte ein anderer düster.

»Angeblich«, sagte ein dritter, »marschieren Streitkräfte aus Port Olni an, um Vonda zu entsetzen.«

»Unsere Männer werden sich nach Nordosten wenden, um ihnen zu begegnen«, bemerkte jemand.

»Bitte, Herr!« flüsterte mir das Mädchen zu und streckte eine kleine Hand in meine Richtung, als wolle sie mich berühren. Unterdessen setzte sie den Tanz fort.

»Du gefällst ihr«, sagte der Mann neben mir.

Ich betrachtete ihre Fesseln und Schenkel, den süß gerundeten Bauch, die Brüste und Schultern, die Lieblichkeit ihrer Erscheinung, ihr Gesicht, ihre Augen, das wirbelnde Haar, den unruhig flirrenden Schmuck an ihrem Körper.

»Herr«, sagte sie und tanzte weiter vor mir, bis die Musik einen lauten Höhepunkt erreichte und endete.

Goreanischer Applaus wurde laut, Fäuste wurden gegen die linke Schulter geschlagen.

Ich stand auf und legte zwei Kupfer-Tarsks auf den Tisch.

Dann ging ich zu dem Mädchen und versetzte ihr mit der Außenseite des Fußes einen Tritt. »In die Nische«, befahl ich.

»Ja, Herr«, antwortete sie, sprang auf und huschte vor mir her zu einer Wandnische. Wieder gab es Beifall, als ich ihr folgte und von innen den Ledervorhang zuzog und verschnürte. Dann drehte ich mich um.

Das Mädchen hockte in der Position der Vergnügungssklavin vor mir, beleuchtet von einer winzigen Lampe.

»Du bist Alison?« fragte ich.

»Ja, Herr.«

»Das ist ein Erdennamen.«

»Bitte behandle mich deswegen nicht grausam«, bat sie.

»Kommst du von der Erde?«

»Ja.«

»War Alison dort dein Name?«

»Ja«, antwortete sie. »Meine goreanischen Herren haben ihn mir als Sklavennamen gelassen.«

»Wie bist du nach Gor gekommen?«

»Ich weiß es nicht. Ich legte mich eines Nachts schlafen und erwachte später – wieviel später, weiß ich nicht – und lag nackt und angekettet mit anderen Mädchen in einem Verlies.«

»Kennst du einen Mann namens Oneander aus Ar?« fragte ich.

»Er ist Kaufmann«, flüsterte sie.

»Kennst du ihn?«

»Er kommt manchmal in den Glockenkragen«, flüsterte sie. »Bitte sei nett zu mir, Herr!«

»Aber du kennst ihn?«

»Ja, er sucht bei mir seine Freude, wenn ihm danach ist. Busebius, der Wirt, hat eine Abmachung mit ihm. Manchmal werde ich auch in sein Haus geschickt.«

»Wo ist er?« fragte ich und faßte sie energisch an den Armen. »Wo?«

»In Lara!« rief sie verschreckt. Damit meinte sie eine Stadt aus der Salerianischen Konföderation am Zusammenfluß des Vosk und des Olni. Kein Wunder, daß Oneander seine jüngsten Reisepläne nicht an die große Glocke hängte.

Ich drückte das Mädchen in die Felle.

Manchmal äußert sich ein Mann offen gegenüber einer Sklavin. Vielleicht beeinflußt von Tränken und Genüssen, hatte sich Oneander der Sklavin in seinen Armen anvertraut.

»Ich durfte das nicht verraten«, schluchzte sie.

Es war ein kühner Plan seitens des Kaufmanns. Genaugenommen gab es keinen Krieg zwischen Ar und der Salerianischen Konföderation. Die Auseinandersetzungen mit Städten der Konföderation hatten sich bisher auch nur auf Vonda beschränkt. So war sein Vorhaben zwar weder verräterisch noch ungesetzlich, doch stand es ihm gut an, auf den Straßen Ars nicht darüber zu reden. Lara gehörte zur Salerianischen Konföderation – und das schien auf eine gewisse wirtschaftliche Not hinzuweisen. Da ihm die Märkte von Vonda und vielleicht auch Port Olni und Ti versperrt waren, kam es mir ganz natürlich vor, daß Oneander sich nach Lara wandte.

»Ich durfte das nicht verraten!« schluchzte Alison.

»Hat Busebius, dein eigentlicher Herr, dir befohlen, nichts zu verraten?« fragte ich.

»Nein.«

»Warum weinst und zitterst du dann?«

»Oneander wollte nicht, daß ich etwas verriet«, sagte sie.

»Aber ich wollte es, nicht wahr?«

»Ja, Herr.«

»Und du hast gehorcht, nicht wahr?«

»Ja, Herr.«

»Hältst du es für klug, daß ein Mann einer Sklavin wie dir Geheimnisse anvertraut?«

»Nein, Herr.«

Ich wandte mich ab und näherte mich dem Ledervorhang der Nische. Mein Hände berührten die Schnallen, um sie zu öffnen.

»Willst du mich verlassen?« fragte sie hinter mir.

»Ja.«

»Du wolltest nichts anderes von mir als Informationen?«

Ich zuckte die Achseln. »Und die habe ich jetzt.«

»Bleib noch ein wenig, Herr!« flüsterte sie.

»Ich muß weiter«, sagte ich viel später.

»Mein Herr sucht nach einer Sklavin, nicht wahr?« fragte Alison.

»Vielleicht.«

»Laß sie nur ja nie vergessen, daß sie Sklavin ist!« sagte das Mädchen.

»Ich muß los.«

»Nimm mich noch einmal«, flehte sie.

Ich kam ihrem Wunsch nach. Erst später erhob ich mich, öffnete den Ledervorhang und riß ihn auf. Die Schänke war inzwischen geschlossen, die Tische und Stühle leer. Ich warf dem Mädchen einen letzten Blick zu.

»Kaum vorstellbar, daß du von der Erde kommst«, sagte ich.

»Ich bin inzwischen eine goreanische Sklavin, nichts anderes«, erwiderte sie.

»Du hast gut getanzt«, sagte ich.

Von hinten näherte sich ein Tavernenhelfer und führte das Mädchen fort. An der Tür drehte sie sich noch einmal

um und warf mir einen Handkuß zu. Ich erwiderte die Geste; dann wurde sie zu den Sklavengehegen geführt.

Gleich darauf kehrte der Mann zurück und ließ mich durch die Vordertür hinaus. Ich hörte, wie die Riegel hinter mir geschlossen wurden. Ringsum erstreckten sich die Straßen Ars. Ich blickte an den Zylindern und Brücken empor auf Mond und Sterne. Dann schlug ich den Weg zur Straße der Tarns ein, um in einem der zahlreichen Lädchen und Stände eine Passage nach Norden zu erstehen, zur salerianischen Stadt Lara.

2

»Sei begrüßt, Lady Tima!« sagte ich.

»Jason!« rief sie und lehnte sich in ihren Fesseln auf. »Tu mir nichts!«

Am Nachthimmel stand der rote Widerschein der brennenden Stadt.

»Ein Kupfer-Tarsk«, sagte der Bursche, der an der langen Reihe der Freudengestelle entlangging.

Ich warf eine Münze in den kleinen Ledersack, der am Gestell befestigt war.

Sie wehrte sich weiter gegen ihre Fesseln.

»Ich kann dich nicht näher an Lara heranbringen«, hatte der Tarnflieger gesagt, der mich von Ar hierher transportiert hatte. »Tarnkämpfer aus Ar«, hatte er weiter gesagt, »patrouillieren den Korridor zwischen Vonda und Ar ab, sind aber zahlreich genug, um den Himmel auch außerhalb zu bewachen. Außerdem gruppieren sich morgen die Kavalleriestreitkräfte für den Angriff und da wird das Niemandsland nicht mehr bewacht sein.« Nickend war ich aus dem Flugkorb gestiegen und hatte ihn bezahlt. Auf dem Rückflug nach Ar würde er bestimmt Flüchtlinge oder gefesselte Mädchen mitnehmen.

»Was gibt es Neues über den Krieg?« fragte ich den Bur-schen, der die lange Reihe der Freudengestelle bewachte.
»Ich komme frisch aus Ar.«

»Wir sind sehr erfolgreich«, antwortete er. »Im Kampf ha-ben wir die Streitkräfte Vondas als auch die Tarnkämpfer des Artemidorus aus Cos sofort besiegt. Vonda wird gerade dem Erdboden gleichgemacht. Die Stadt brennt. Dies ist ein Siegeslager, für Beute und Vergnügungen.«

»Bestimmt wird nun die ganze Salerianische Konfödera-tion in den Krieg hineingezogen«, sagte ich.

Er zuckte die Achseln. »Streitkräfte aus Lara marschieren nach Norden«, sagte er. »Kämpfer aus Olni stehen keine hundert Meilen von hier und marschieren nach Süden. Sie machen bewußt langsam, um ihren Angriff auf den der Lara-Soldaten auszurichten.«

Ich nickte. Hier war eine Zangenbewegung zu erwarten. Der Versuch, die Streitkräfte aus Ar, die fern von ihren Ver-sorgungsrouten waren, an zwei Fronten in Kämpfe zu ver-wickeln.

»Wir müssen uns zurückziehen«, sagte ich.

Er lachte. »Nein«, widersprach er. »Während die Leute aus Port Olni ihre Zeit in einem Feldlager vertrödeln, mar-schieren wir gegen sie. Wir greifen beide Armeen getrennt an. Nach dem Sieg über die eine kehren wir nach Süden zu-rück, um den Lara-Soldaten zu begegnen, vielleicht sogar hier, im Angesicht der Asche Vondas.«

»Verstehe«, sagte ich.

»Unsere einzige Angst wäre, daß sich die Streitkräfte Tis in die Auseinandersetzung hineinziehen lassen«, fuhr er fort.

Ti war die größte und bevölkertste Stadt der Saleriani-schen Konföderation. Sie hatte sich bis heute nicht in die Machenschaften Vondas und Cos' verwickeln lassen.

»Das ist doch ganz sicher nur eine Sache der Zeit«, meinte ich.

»Anzunehmen«, erwiderte der Mann. »Ebullius Gaius

Cassius, Angehöriger der Kriegerkaste, Administrator von Ti, bespricht sich bereits mit dem Hohen Rat seines Landes.«

»Das Zögern ist unerklärlich.«

»Männer aus Cos, mit Ar verfeindet, und Kaufleute aus Vonda«, sagte der Mann, »haben den Krieg angezettelt in der Hoffnung, die gesamte Konföderation hineinzuziehen.«

»Dann wird die Situation also von einer Minderheit gelenkt«, mutmaßte ich.

»Ich nehme es an«, sagte der Mann. »Ich kann mir ehrlich gesagt nicht vorstellen, daß Ti oder Ar den großen Konflikt wollen.«

»Wieviel für die hier?« fragte ein Mann, der einige Gestelle entfernt stand, und deutete auf eine Blondine.

»Entschuldige«, sagte mein Gesprächspartner und wandte sich von mir ab. »Einen Kupfer-Tarsk«, sagte er zu dem anderen.

Es war Abend. Brände auf hohen Masten erhellten das Terrain. Zahlreiche Männer waren unterwegs. Mein Blick schweifte über zahlreiche Zelte, Hütten und schnell errichtete runde Gehege. In diesen abgeteilten Zonen befanden sich vorwiegend Waren und Gefangene. Zwei betrunkenen Offiziere torkelten vorbei.

»Wie bist du gefangengenommen worden?« wandte ich mich an die Lady Tima.

»Durch Soldaten, in der Stadt«, antwortete sie. »Zusammen mit anderen.«

»Und dein Sklavenmarkt und die Waren?« fragte ich.

»Die Gebäude wurden niedergebrannt«, antwortete sie. »Man raubte mir Waren und Sklaven.«

»Konnten viele Vondaner entkommen?«

»Viele.«

»Als ich vorhin über das Gelände flog«, sagte ich, »sah ich mehrere Einfriedungen, die zumeist mit Frauen gefüllt waren.«

»Wir wurden gnadenlos gejagt«, sagte sie verbittert.

»Doch müssen manche Frauen aus der Stadt geflohen sein«, mutmaßte ich.

»Ja«, erwiderte sie, »besonders jene, die früh aufgebrochen sind. Viele sind als Flüchtlinge nach Lara gegangen.«

Die Blondine, die einige Gestelle weiter angebunden war, begann in ihren Fesseln zu schluchzen und sich zu winden.

»Nein, nein!« flehte sie.

»Was ist mit dem Haus des Andronicus?« wollte ich wissen.

»Niedergebrannt«, erwiderte sie. »Sklaven und Personal geflohen oder in Gefangenschaft.«

»Und Lady Gina?« fragte ich. Ich erinnerte mich mit Zuneigung an sie.

»Versklavt in Essenszelt«, erwiderte sie. »Dort bedient sie Männer.«

»Ob sie wohl an diesem Dienst Freude hat?«

»Die Männer haben Freude daran, von ihr bedient zu werden!« gab sie ärgerlich zurück.

»Bestimmt«, meinte ich. »Erinnerst du dich an die Sklavin Lola aus dem Haus des Andronicus?«

»Ja. Aber ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist.« Die Mädchen Lola und Tela hatten mich die goreanische Sprache gelehrt. Sie waren die ersten goreanischen Sklavinnen, die ich überhaupt zu Gesicht bekommen hatte. Diesen Moment hatte ich nie vergessen. Daß es solche Frauen geben konnte, noch dazu als Sklavinnen, war für mich eine erschütternde und willkommene Erkenntnis gewesen.

»Du hattest eine Helferin«, fuhr ich fort, »eine hervorragende Schauspielerin, die eine einfache Sklavin von der Erde spielte, einschließlich des Kragens und der Ta-Teera, und die mich für den Verkauf auf deinem Sklavenmarkt gut vorbereitete.«

»Lady Tendite«, sagte sie. »Berühr mich nicht!«

»Ja, sie«, äußerte ich nachdenklich. »Sie hat mich wirklich zum Narren gehalten.«

»Nein, nicht, Jason!«

»Ich glaubte ihr.«

»Jason!« flehte sie. »Nein!«

»Der Verkauf muß sehr amüsant gewesen sein.«

»Deine Hände!« schluchzte sie.

»Habt ihr das zusammen geplant?« fragte ich. »Dein Körper scheint kleiner und hilfloser zu sein, als ich ihn in Erinnerung habe«, fuhr ich fort.

»Ja, ja!« schluchzte sie. »Aber ursprünglich war es ihr Plan, ihre Idee. Sie dachte, es wäre amüsant, dir so etwas anzutun.«

»Ich verstehe.«

»Bitte hör auf, mich zu berühren!« sagte sie.

Die Blondine, die ein Stück entfernt an ihrem Gestell hing, warf plötzlich den Kopf in den Nacken und schrie hilflos ihre Unterwerfung hinaus.

Lady Tima erschauerte und hob dann ihren Körper meinen Händen entgegen. Aber da berührte ich sie nicht mehr.

»Wo ist sie?« fragte ich.

»Sie ist früh aus Vonda geflohen«, antwortete sie. »Sie ging nach Lara. Bitte berühr mich weiter.«

»Wie ich sehe, trägst du noch kein Brandzeichen«, stellte ich fest.

»Wir kamen als freie Frauen auf die Gestelle. Um uns zu beschämen. Was für ein rauher Scherz der Goreaner, die freien Frauen aus Vonda auf die Gestelle zu schnallen, wie Sklavinnen, jedem Passanten für einen Kupfer-Tarsk preisgegeben!«

»Großartig! Großartig!« sagte ich.

Sie schaute mich entsetzt an. »Bist du ein Goreaner?« fragte sie.

Ich zuckte die Achseln. Ich wußte es nicht.

Und wieder hob sie mir ihren Körper entgegen. »Du hast mich erregt«, flüsterte sie. »Du weißt es.«

»Das Vergnügungsgestell ist ein interessantes Gerät«, bemerkte ich und untersuchte die Hebel und Holzräder, die es mit Hilfe von Drehpunkten, Gleitbrettern, zahnradarti-

gen Arretierungen ermöglichen, die darauf gespannte Frau in eine Vielzahl von Positionen zu bringen. Nicht alle Freudengestelle waren so raffiniert wie das Gerät, auf das meine frühere Herrin, die ehemalige Sklavenhändlerin Lady Tima aus Vonda, gebunden war. Zweifellos war es aus der Stadt hierhergebracht worden.

Ich drehte Lady Tima hierhin und dorthin – und wandte mich schließlich ab.

»Jason!« rief sie. »Jason!«

Langsam kehrte ich zu dem Gestell zurück. Flehend sah sie mich an.

3

»Du hast dich deinen Gefühlen auf wirklich eindrucksvolle Weise hingegeben, Lady Gina«, sagte ich. In einem Winkel des Essenszeltes lagen wir zwischen anderen Paaren im Stroh. Sie hatte mich beim Essen bedient, und ich hatte ihr befohlen, mir auf das Stroh zu folgen.

»Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß es solche Gefühle gibt«, antwortete sie.

»Du mußt doch unzählige wonnetrunkene Sklavinnen erlebt haben«, bemerkte ich. »Schließlich warst du Sklavenhändlerin.«

»Ja«, antwortete sie, »aber bis eben hatte ich keine Ahnung, was sie wirklich empfanden.« Sie lächelte. »Kein Wunder, daß die fiebernden kleinen Dirnen auf ihre Sklavenkragen so stolz sind.«

»Nun weißt du es – in dem Ausmaß, wie du es zur Zeit empfinden kannst.«

»Gibt es denn mehr?«

»Was es bedeutet, eine sich in allem unterwerfende Sklavin zu sein, kannst du in diesem Augenblick noch nicht annähernd ermessen«, sagte ich.

»Ich beginne es zu ahnen«, sagte sie. »Was du mir angetan hast, ist unumstößlich. Ich kann nie wieder dieselbe stolze freie Frau sein, die ich früher war.«

Ich zuckte die Achseln. Mir bedeutete das nichts.

»Dabei bin ich viel zu unansehnlich als Sklavin«, sagte sie schluchzend.

»Bist du noch nicht mit ihr fertig?« fragte eine barsche Stimme.

Verblüfft hoben wir den Blick. Am Rand des Strohs stand ein großer, ungeschlachter Kerl im Gewand der Tarnpfleger. »O doch«, sagte ich lächelnd, stand auf und trat einen Schritt zur Seite.

»Taugt sie was?«

»Ja«, sagte ich. »Sie ist ziemlich gut. Und wer weiß, wie gut sie noch wird, wenn sie erst versklavt ist und sich in den Händen des richtigen Herrn befindet.«

»Natürlich«, sagte er und musterte sie erneut. Ein seltsam sanfter, weicher Ausdruck stand in den Augen der Lady Gina, die zu dem Fremden aufblickte. Ursprünglich kam sie mir sehr hilflos und verwundbar vor. Es war, als habe sie sich von grundauf gewandelt.

»Sie ist wunderschön«, sagte er.

»Ja«, sagte ich – denn es war vielleicht wahr, urplötzlich, mit der Erkenntnis und der Hinnahme ihrer wahren Natur und ihres wahren Standes.

Ihr stockte der Atem, und sie begann zu zittern.

Der Mann versetzte ihr einen Tritt. »Mach dich bereit, Frau aus Vonda!«

Ich ließ die beiden allein und wanderte zwischen den Tischen hindurch, zwischen den Soldaten und Kaufleuten und anderen Personen und den nackten, angeketteten Vondanerinnen, die hier im Essenszelt bedienten. »Unsere Streitkräfte sind bereits nach Norden marschiert«, sagte ein Mann. »Die Truppen aus Lara können erst in zwei Tagen hier sein«, bemerkte ein anderer. »Und dann finden sie hier nur noch die Asche Vondas!« lachte ein dritter. »Für Han-

delskarawanen ist es ein gefährliches Pflaster«, äußerte ein Mann. »Viele sind angegriffen worden«, sagte ein anderer. »Es heißt, die Flußpiraten sind die schlimmsten von allen«, schaltete sich jemand ein. »Mit dem Abzug der Truppen aus Lara werden sie frech. Sie sind sogar ins eigentliche Lara vorgestoßen und haben sich dann auf ihre Galeeren zurückgezogen.« – »Vielleicht bewegt das die Lara-Soldaten zur Umkehr«, hoffte jemand, »zum Schutze der eigenen Stadt.« – »Nein«, widersprach ein anderer, »sie haben sich anders festgelegt.« – »Sie sollen auf den Märkten am Fluß verkauft werden«, sagte jemand, an dem ich vorbeiging. Ich begriff den Sinn der Bemerkung nicht. Frauen aus Vonda konnten nicht gemeint sein. Es wäre schwierig, sie auf die Flußmärkte zu schaffen, die unten am Vosk lagen, hinter Lara, außerdem ließen sich im Süden vermutlich höhere Preise erzielen. Die meisten weiblichen Gefangenen würden wohl auf den Sklavenblöcken Ars landen.

Als ich das Essenszelt durch den Eingang verließ, rempelte mich ein großer Mann an. Er trug eine Maske. »Paß doch auf, wohin du trittst!« sagte er ärgerlich. Ich trat zurück, antwortete aber nicht. Ich war wütend. Es wollte mir scheinen, als wäre er gegen mich gelaufen und nicht umgekehrt. Plötzlich verharrte er und schaute mich eine Sekunde lang an. Anscheinend glaubte er mich zu kennen. Auch ich hatte den vagen Eindruck, ihn schon einmal gesehen zu haben. Ohne ein weiteres Wort drängte er sich an mir vorbei und betrat das Zelt. Er war allein. Ich wußte ihn nicht unterzubringen. Ich wandte dem Essenszelt den Rücken und begab mich zu den Tarn-Gehegen. Ich hoffte dort eine Transportmöglichkeit in die Nähe Laras zu finden. In meinem Besitz befanden sich noch fünf Silber-Tarsks, eine beträchtliche Summe. Ich war ziemlich sicher, einen Tarnkämpfer, vielleicht aus einer neutralen Stadt, überzeugen zu können, mich auf Umwegen in die Umgebung Laras zu bringen.

Offenbar waren erst kürzlich einige Tarns aus dem Westen eingetroffen. Zum Teil schienen sie Flüchtlinge beför-

dert zu haben. Ich sah Verwundete. Hier und dort hockten kleine Gruppen von Männern und schauten betrübt ins Leere. Frauen sah ich nicht, auch keine Sklavinnen. Einige trugen das Gold und Weiß der Kaufleute, einige auch Masken. Sie saßen an wärmenden Feuerstellen.

»Was sind das für Leute?« fragte ich einen der Tarnpflieger.

»Meistens Kaufleute«, antwortete er. »Opfer der Flußpiraten bei Lara.«

»Einige tragen Masken«, äußerte ich.

»Trotzdem sind uns die meisten bekannt«, sagte der Mann. »Trotz der Masken. Dort, ohne Masken, sitzen Splenius und Zarto. Du kennst Zarto, den Eisenhändler?«

»Nein«, antwortete ich.

»Er hat seine sämtlichen Wagen mit Eisenbarren verloren«, erklärte der Mann. »Neben ihm sitzt Horemius, maskiert. Ihm wurden acht Steingewichte Parfüm geraubt. Und weiter links, in der braunen Maske, das ist Zadron, der Silberhändler. Er hat so gut wie alles verloren. Der Mann in der roten Maske ist Publius, ebenfalls Silberhändler. Ihm blieb lediglich der Silbergurt über seiner Schulter.«

»Ich sehe bei diesen Leuten keine Frauen, keine Sklaven«, stellte ich fest.

»Es gab heftige Kämpfe«, erklärte der Mann. »Um mit dem Leben davonzukommen, mußten sie ihre Waren und Sklaven aufgeben.«

»Sie kommen alle aus Lara und Umgebung?«

»Ja. Sie hatten nicht gewußt, daß die Lara-Soldaten nach Osten ausrücken und die Piraten das so kühn ausnützen würden.«

»Sind das alle Betroffenen?« fragte ich gespannt.

»Nein«, antwortete der Mann. »Einige sind zum Essenszelt gegangen.«

»Gehörte ein Mann namens Oneander dazu, ein Salz- und Lederhändler?«

»Ja«, sagte der Mann.

Das Mädchen bewegte sich unruhig. Sie hatte die Beine angezogen. Sie trug das knappe Sklavengewand Ta-Teera und einen Metallkragen. Sie lag in einem Winkel der Schänke auf einer Sklavenmatte. Ich hatte sie dort angebunden.

Mit untergeschlagenen Beinen saß ich hinter einem der niedrigen Tische des Lokals und kaute an einer Brotrinde. Der Schänkenraum war verlassen; die letzten Gäste waren am frühen Morgen hinausgeworfen worden.

»Das macht zehn Kupfer-Tarsk«, hatte der Mann gestern abend gesagt und eine Schale Sul-Brei vor mich hingestellt. Ich hatte nicht widersprochen und bezahlt.

»Du kannst mich nicht hinauswerfen!« hatte eine freie Frau den Wirt angebrüllt.

»Du hast schon für die gestrige Nacht nicht bezahlt«, antwortete er. »Gib mir dafür das Geld und gleich für heute mit, sonst mußt du die Schänke verlassen.«

»Ein Silber-Tarsk für eine Übernachtung!« rief sie. »Das ist unerhört! Unehrenhaft! Wucher! Du hast nicht das Recht, solche Preise zu nehmen!«

Andere, die am Tresen des Wirts standen, fielen in diese Klage ein. Wir befanden uns in der Schänke des Strobios in Lara, am Zusammenfluß des Olni und des Vosk. Zahlreiche Flüchtlinge aus Vonda drängten sich hier. Viele hundert waren aus Vonda geflohen, die meisten auf dem Fluß nach Süden. Sie hatten viel Geld bezahlt für die Fahrten mit Barken, Ruderbooten, Galeeren und sogar Lederkanus.

»Das sind nun mal meine Preise!« sagte Strobios.

»Sleen!« tobte mehr als einer.

»Man holt eben heraus, was man kriegen kann«, hatte ein Bursche an meinem Tisch gegrinst.

»Ich bin eine freie Frau aus Vonda!« klagte die Frau am Tresen.

Ich hob den Sul-Brei an die Lippen. Die Maske, die ich trug, bedeckte nur den oberen Teil meines Gesichts.

Es wurde laut an die Tür des Lokals geklopft. Wächter öffneten eine kleine Sichtluke und schauten hindurch. Dann ließen sie eine neue kleine Flüchtlingsgruppe eintreten. Für sie – wie schon für viele andere Gäste – gab es keine Zimmer mehr, doch auch sie würden einen ganzen Silber-Tarsk für die Nacht zahlen müssen, auch wenn sie sie nur im Korridor verbrachten. Die Schänke des Strobios galt nicht als sonderlich gutes Lokal, aber sie war groß und fest gebaut. Außerdem war sie eines der wenigen Gasthäuser, die in der Stadt noch offen hatten. Viele verzweifelte Flüchtlinge hatten in Lara gar nicht erst an Land gehen dürfen, sondern waren weiter flußabwärts getrieben worden. Und hier und dort trieben Flußpiraten ihr Unwesen auch in der Stadt – sie hatten es besonders auf Frauen abgesehen.

Außer mir trugen viele andere Männer Masken. Ich stellte den Sul-Brei wieder auf den Tisch. Er war nicht besonders gut, aber wenigstens heiß.

»Ich bin eine freie Frau aus Vonda!« rief die Frau am Tresen. »Du kannst mich nicht hinauswerfen!«

Oneander aus Ar, der Salz- und Lederkaufmann, hatte im Beutelager vor Vonda eine Maske getragen – wie auch etliche andere. Damit war er vielleicht gut beraten gewesen. Immerhin hatte er Handel treiben wollen mit Lara, einer Mitgliedstadt der Salerianischen Konföderation. Das brachte ihm in Ar oder den Besitzungen Ars keine Freunde. Außerdem war er – das hatte ich in Erfahrung gebracht – am Südufer des Olni von Flußpiraten überfallen worden und hatte sich und seinen Männern das Überleben gesichert, indem er den Angreifern Waren und Sklaven überließ. Daher war es kein Wunder, daß er sein Gesicht zu verhüllen trachtete. Er wollte dem Zorn der Ar-Bewohner entgehen und gedachte zweifellos auch seinen Kummer und seine Scham zu verbergen, die ihm der unangenehme Ausgang seines geschäftlichen Vorstoßes in den Norden gebracht hatte.

Ich hatte vor dem Essenszelt des Beutelagers gewartet. Im Westen war der Himmel rotgefärbt: dort brannte Vonda.

»Bist du Oneander aus Ar?« fragte ich den Burschen, der aus dem Zelt kam.

»Nein«, antwortete er.

»Ich glaube aber, du bist Oneander aus Ar«, beharrte ich.

»Sprich nicht so laut!« hatte er geantwortet und sich umgesehen. »Du Dummkopf!«

Daraufhin hatte ich ihn an der Tunika gepackt und zu mir herangezogen.

»Setz die Maske ab!« forderte ich.

»Will mich denn niemand schützen?« rief er.

»Was geht hier vor?« fragte ein Wächter.

»Ich glaube, dies ist Oneander aus Ar«, sagte ich.

»Ich hatte schon gehört, daß er im Lager sei«, antwortete der Wächter. »Bist du es?«

»Ja«, sagte der Mann zögernd. Er war sichtlich wütend.

»Nimm die Maske ab!« befahl ich. »Sonst tue ich es für dich!«

Zornig nahm er die Maske ab.

»Tatsächlich Oneander!« sagte der Wächter unangenehm berührt.

»Laß mich nicht mit ihm allein!« rief Oneander aus Ar.

Aber der Wächter hatte sich bereits abgewandt und war gegangen.

»Wer bist du?« fragte Oneander nervös

»Früher war ich Seidensklave«, antwortete ich. »Vielleicht erinnerst du dich. Vor einigen Monaten begegneten wir uns in Ar auf der Straße, in der Nähe des Ladens von Philebus. Du schicktest mir zwei Sklaven auf den Hals.«

»Bring mich nicht um!« flüsterte er.

»Ich habe gehört, du seist bei Lara überfallen worden und habest Sklaven und Waren verloren.«

»Am Südufer des Olni«, sagte er. »Ja, es stimmt.«

»Es war gut von dir«, bemerkte ich, »dich und deine Männer zu retten.«

»Ich habe viel verloren«, bemerkte er.

»Was ist wohl das Schicksal deiner Waren und Sklaven?«

»Sie gehören nicht mehr mir«, stellte er fest. »Sie sind jetzt im Besitz der Flußpiraten, nach dem Recht des Schwerter und der Macht.«

»Stimmt«, äußerte ich. »Aber was meinst du – was wird aus ihnen?«

»Nicht anzunehmen, daß sie in Lara oder weiter nördlich verkauft werden«, sagte er. »Normalerweise setzen die Flußpiraten ihre Güter und Beutesklaven irgendwo am Fluß ab, in einer der zahlreichen Flußstädte.«

»Was für Städte sind das?« fragte ich.

»Es gibt da zwei Dutzend«, sagte er. »Vielleicht Ven, Port Cos, Iskander, Tafa – wer weiß?«

»Der Mann, der dich überfiel, der Piratenhäuptling«, fragte ich, »wer war das?«

»Die Flußpiraten haben sich zu vielen Banden zusammengeschlossen. «

»Wer war der Mann?«

»Kliomenes, ein Leutnant des Policrates«, antwortete er.

»In welcher Stadt verkauft er seine Beute?«

»Da gibt's ein Dutzend Möglichkeiten«, meinte Oneander. »Ich weiß es nicht.«

Ich packte ihn an der Tunika und schüttelte ihn durch.

»Ich weiß es nicht! Ich weiß es nicht!«

Ich ließ ihn nicht los.

»Bitte töte mich nicht«, flehte er.

»Na schön«, hatte ich gesagt und ihn losgelassen. Anschließend hatte ich mich umgedreht und war zu den Tarngehegen des Beutelagers gegangen, in der Hoffnung, einen Tarnflieger zu finden, der mich auf Umwegen in die Nähe Laras brachte.

Wieder regte sich das Mädchen, das in der Ecke lag. Ein Knie war angezogen. In ihrem knappen Gewand bot sie einen verlockenden Anblick. Ich fragte mich, ob sie bereits das raue Gewebe der Sklavenmatte unter sich spürte. Ich nahm es nicht an.

»Ich bin eine freie Frau aus Vonda!« hatte die Frau am Tresen gestern abend gerufen. »Du kannst mich nicht hinauswerfen!«

»Entweder bezahlen oder auf die Straße!« hatte Strobilus geantwortet.

»Du kannst mich doch nicht auf die Straße setzen!«

Ich hatte einen weiteren Schluck meines Sul-Breis zu mir genommen.

Die Frau am Tresen war verschleiert gewesen, wie es bei Goreanerinnen üblich ist, besonders in den hohen Kasten und den großen Städten. Daß auch die Goreaner sich gelegentlich maskieren, hat verschiedene Gründe. Oneander hatte eine Maske getragen, weil er den Zorn der Männer aus Ar wegen seiner Geschäfte mit Lara fürchtete und wohl auch wegen der Scham über seinen Fehlschlag. Auch jetzt in der Schänke waren etliche Männer maskiert, vermutlich um ihre Identität zu verschleiern. Es waren unruhige Zeiten. Es mochte von Nachteil für sie sein, erkannt zu werden - beispielsweise als Männer von Reichtum oder hoher Stellung, die nun in Schwierigkeiten steckten. Einige waren vielleicht zur Erpressung eines Lösegelds gefangengehalten worden. Andere wollten womöglich in Lara nicht erkannt werden, weil sie sich wegen des Niedergangs der Stadt Vonda schämten – oder ihrer Flucht aus dieser Stadt. Auch Geächtete trugen zuweilen Masken.

»Ich bin eine freie Frau!« rief die Verschleierte.

»Dieser Zustand könnte sich als vorübergehend erweisen«, erwiderte der Wirt.

»Ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll. Und die Stadt draußen ist für mich nicht sicher genug.«

»Du schuldest mir einen Silber-Tarsk für die letzte Nacht«, sagte er. »Und wenn du bleiben willst, wird ein zweiter fällig.«

»Ich habe das Geld nicht«, schluchzte sie.

»Dann muß ich dich hinauswerfen.«

»Nimm mein Gepäck«, sagte sie, »meine Koffer!«

»Kein Interesse.«

Ich hatte die Absicht, mir am nächsten Morgen eine Transportmöglichkeit auf dem Fluß zu besorgen, stromabwärts. Mein Anliegen ließ sich nicht in Lara erledigen, sondern nur weiter westlich auf dem Fluß. Übrigens waren nicht allzu viele Flüchtlinge in Lara geblieben, das dem Kriegsschauplatz viel zu nahe war. Es lag innerhalb des Aktionsradius der Tarn-Kavallerie, wie sie mit so schrecklichen Folgen auf den Feldern und Hügeln südlich von Vonda zum Einsatz gekommen war. Kleine Schiffe sorgten für die Verbindung zwischen Lara und den benachbarten Städten weiter unten am Fluß, zum Beispiel Weißwasser und Tancreds Furt.

»Du kannst mich nicht hinauswerfen!« rief sie.

»Sei froh«, erwiderte Strobios, »daß ich dich nicht entkleiden und als Sklavin verkaufen lasse!«

»Was geht hier vor?« hatte ich gefragt und war aufgestanden und zum Tresen gegangen.

»Wir schicken sie fort«, sagte Strobios. »Sie schuldet mir zwei Silber-Tarsks.«

»Ich glaube, der Betrag stimmt so«, sagte ich und legte zwei Silbermünzen auf den Tisch.

»In der Tat«, erwiderte Strobios, wischte die Münzen vom Tresen in seine Hand und steckte sie irgendwo unter seine Schürze.

»Da hast du dein Geld, Mann!« sagte die freie Frau herablassend zu Strobios, der sich grinsend vor ihr verbeugte.

»Sei bedankt«, fuhr die Frau fort und blickte zu mir auf.

»Keine Ursache.«

»Ich bin dir dankbar.«

»Vielleicht möchtest du mir an meinem Tisch Gesellschaft leisten. Es gibt kaum etwas anderes als Sul-Brei, aber ich könnte dir eine Schale bestellen.«

»Unter den gegebenen Umständen muß man sehen, wie man auskommt«, erwiderte sie.

»Hast du Wein?« fragte ich Strobios.

Er lächelte. »Ja«, antwortete er.

»Möchtest du gern Wein?« fragte ich die Frau.

Die Augen über dem Schleier funkelten. Vermutlich hatte sie sich seit einiger Zeit keinen Wein leisten können. »Ja«, erwiderte sie, »es wäre mir eine große Freude, deinen Wein zu trinken.«

»Bitte geh zum Tisch«, sagte ich, »dann Sorge ich für das Nötige.«

»Schön«, sagte sie und wandte sich ab.

»Sul-Brei«, sagte Strobios, »kostet zehn Kupfer-Tarsks. Für zwei Becher Wein nehme ich vierzig Kupfer-Tarsks.«

»In Ordnung«, sagte ich.

Gleich darauf brachte ein Helfer ein Tablett mit dem Sul-Brei und dem Wein zum Tresen. Ich bezahlte den Wirt.

»Ach, noch etwas«, sagte ich. »Hättest du ein Päckchen Tassa-Pulver für mich?«

Er grinste und griff unter den Tisch. »Ja«, sagte er.

»Wieviel schulde ich dir?«

»Für die da«, antwortete er und deutete mit einer Kopfbewegung zu meinem Tisch hinüber, »ist das Pulver frei. Mit einer Empfehlung des Hauses.«

»Sehr gut«, sagte ich.

Das Mädchen drehte sich unruhig auf der Sklavenmatte. Sie schien zu spüren, daß der Morgen nahe war.

Ich blickte mich um. Das Lokal war verlassen. Überall die Spuren einer hastigen Evakuierung. Angeblich stand ein Angriff durch Tarnkämpfer aus Ar bevor. Die Evakuierung der Schänke war ein Teil der Evakuierung von ganz Lara gewesen. Inzwischen waren die Straßen wieder leer und still. Ich vermutete, daß sich nur noch wenige Leute in Lara aufhielten.

Ich beobachtete das Mädchen, dessen Fingerspitzen vorsichtig über das Gewebe der Matte fuhren. Plötzlich, erwachend, fuhr sie auf.

»Wo bin ich?« fragte sie.

»In der Schänke des Strobios«, antwortete ich, »in Lara.«

»Was ist los?«

»Du warst berauscht«, antwortete ich.

Sie schüttelte den Kopf und sah mich an. Ich nahm nicht an, daß sie mich schon deutlich wahrnahm.

»Du hättest meinen Wein nicht trinken dürfen«, sagte ich.

»Wo sind meine Sachen?«

»Dein Gepäck und deine Habe habe ich fortgeworfen, verbrannt oder sonstwie vernichtet«, sagte ich. »Bis auf die Ta-Teera, die du jetzt trägst, und den Kragen.«

»Ich trage einen Sklavenkragen?« flüsterte sie ungläubig und schüttelt den Kopf. »Ich erinnere mich an dich. Du hast für meine Übernachtung bezahlt und mir Wein eingeschenkt.«

»Ja.«

»Es war ein Mittel darin.«

»Selbstverständlich!«

»Gib mir den Schlüssel zu dem Kragen!« rief sie brüsk und sprang auf.

»Knie nieder!« fuhr ich sie an.

Entsetzt gehorchte sie.

»Die Ta-Teera wie auch den Kragen habe ich bei deinen Sachen gefunden«, sagte ich. »Wirklich ungewöhnliche Besitztümer für eine freie Frau.«

»Im Haus von Tima hatte ich mit freien Sklavenhändlerinnen zu tun«, antwortete sie. »Von Zeit zu Zeit benötigte ich solche Objekte bei meiner Arbeit.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Kenne ich dich?« fragte sie.

»Tust du das?«

»Du trägst eine Maske – da bin ich natürlich im Nachteil.«

»Es stimmt, daß du wesentlich entblößter bist«, stellte ich fest.

Sie errötete. »Kennst du mich?« fragte sie.

»Ja, aus Vonda.«

Sie zuckte ärgerlich die Achseln. »Da könntest du einer von tausend sein«, sagte sie.

»Bin ich aber nicht.«

»Nein, vermutlich nicht.«

Ich ging zu ihr und kauerte mich neben ihr nieder.

»Du hast meinen Namen hier in der Schänke gehört«, sagte sie.

»Ja«, antwortete ich, »aber auch so habe ich dich sofort erkannt.«

»Trotz des Schleiers?«

»Ja.«

Sie wich ein wenig vor mir zurück. »Wie heiße ich denn?«

»Du bist Lady Tendite aus Vonda«, erwiderte ich, »die frühere Assistentin der Sklavenhändlerin Lady Tima aus Vonda, Inhaberin des Hauses von Tima.«

»Wer bist du?« fragte sie angstvoll.

Ich nahm die Maske ab.

»Erinnerst du dich an mich?« fragte ich. »Ich war einmal Seidensklave. Ich heiße Jason.«

Ein Ausdruck des Erkennens erschien in ihren Augen. »Nein«, flüsterte sie. »Nein!« Sie versuchte sich zu wehren, doch ich drängte sie zurück, und bald lag sie hilflos vor mir. »Nein«, flüsterte sie, »nein, nein.«

»Doch«, flüsterte ich ihr ins Ohr. »Doch.«

Lady Tendite lag ausgestreckt auf der Sklavenmatte.

»Du wirst mir helfen, den verhaßten Kragen loszuwerden, nicht wahr?« schnurrte sie, legte mir die Arme um den Hals und drückte ihre Lippen auf die meinen.

»Bittet Darlene mich darum?«

»Darlene!« rief sie und lehnte sich aufgebracht zurück.

»Ist das nicht der Name, der auf dem Kragen steht?«

»Ja.«

»Bittet Darlene mich darum?«

»Ja«, schnurrte sie und küßte mich erneut.

»Die Bitte wird abgeschlagen«, antwortete ich.

Wütend drückte sie sich auf die Knie hoch und zerrte an dem Kragen. »Du Sleen!« fauchte sie.

Ich lächelte sie an. Sie hatte eine aufreizende Figur. Kein Wunder, daß Männer Frauen zu ihren Sklavinnen machen.

»Sleen! Sleen!« schluchzte sie.

»Still!« rief ich abrupt.

Erschrocken sah sie mich an.

»Verlaß die Matte nicht«, befahl ich und stand auf. Langsam ging ich zu einem der schmalen, vergitterten Fenster. Fünf bewaffnete Männer liefen die Straße entlang.

»Bestimmt Flußpiraten«, sagte ich.

Sie stöhnte auf und versuchte sinnloserweise ihre Blöße zu bedecken. Ich drehte mich zu ihr um. »Glaubst du, in den Fesseln der Piraten würde dir Schamhaftigkeit gestattet sein?« Ich kehrte zu ihr zurück. »Sie kommen nicht«, sagte ich. »Ich glaube eher, sie sind im Begriff, Lara zu verlassen.«

»Warum?«

»Und doch rieche ich keinen Rauch«, stellte ich fest. »Interessant.«

»Was geht hier vor?« wollte sie wissen.

»Kannst du dir das nicht denken?«

»Nein.«

Ich faßte sie an den Armen und warf sie unter mir auf den Rücken.

»Meine liebe Lady Tendite – oder ›Darlene‹, wie ich dich auch nennen könnte, ich glaube, wir können an diesem Ort nicht allzu lange verweilen.«

»Was meinst du?«

»Und du wirst ihn ein wenig eher verlassen als ich«, sagte ich.

»Ich verstehe das nicht«, sagte sie und stöhnte auf, als ich in sie eindrang. Sie versuchte mich fortzuschieben, es gelang ihr aber nicht. Im nächsten Moment klammerte sie sich an mich.

»Ausgezeichnet, Darlene«, sagte ich.

»Was weckst du in mir?« flüsterte sie.

»Ahnst du es nicht?«

»Du hast gesiegt, Jason«, flüsterte sie, neben mir liegend, den Kopf auf den ausgestreckten Arm gelegt. »Du hast mich dazu gebracht, dir völlig zu erliegen, ohne Vorbehalt, hilflos, wie eine Sklavin.«

»Als freie Frau«, antwortete ich, »ahnst du nicht, was es bedeutet, wenn sich eine Sklavin der Fülle ihrer Gefühle hingibt.«

»Doch, ich ahne, was es bedeutet«, flüsterte sie, »der Gnade eines Herrn ausgeliefert zu sein, voll und ganz und nach dem Buchstaben des Gesetzes.«

»Findest du diese Gedanken gut?« fragte ich.

»Ich muß sie mir aus dem Kopf schlagen«, sagte sie. »Ich darf es nicht einmal wagen, ihnen nachzuhängen.«

»Warum?«

»Sie sind viel zu weiblich.«

»Und das paßt nicht zu einer stolzen freien Frau?« fragte ich.

»Ja.«

»Eher wären sie für eine Sklavin geeignet?«

»Ja«, sagte sie lächelnd. »Einer solchen Frau ist es gestattet, sich selbst gegenüber ehrlich zu sein.«

»Ich würde eher sagen, sie hat keine andere Wahl.«

Sie wandte mir ihr Gesicht zu. »Du wirst mir nicht helfen, den Kragen loszuwerden, nicht wahr?« fragte sie und streichelte mir die Schulter.

»Nein«, sagte ich.

»Du weckst seltsame Gefühle in mir, Jason«, bemerkte sie.

»Ach?«

»Ich bin es gewöhnt, daß die Männer tun, was ich will.«

»Da würde ich vorschlagen, Lady Tendite«, erwiderte ich, »daß du dich daran gewöhnst, den Wünschen der Männer nachzukommen!«

»Was tust du?« fragte sie. Ich hatte in der Nähe Männerstimmen und das Klappern von Waffen vernommen. Ich zerrte sie zur Tür der Schänke. Ich öffnete das Sichtfenster und schaute hinaus. Soweit erkennbar, war die Straße leer. Ich schloß das Fenster wieder und hob die schweren Riegel. Dann öffnete ich die Tür und schaute hinaus. Niemand zu sehen. Lady Tendite hielt ich am Oberarm fest. Sie war barfuß und trug zu ihrem Kragen die knappe Ta-Teera. Ich schleuderte sie die wenigen Stufen hinab. Ein Stück vor der Schänke fiel sie auf Hände und Knie nieder, rasselte sich nach einem Moment der Benommenheit auf und sah sich um. Schon schloß ich die Tür wieder und ließ die schweren Sicherungsbalken in die Halterungen fallen. Sie lief zur Tür und hieb mit den Fäusten dagegen. »Laß mich ein!« rief sie. »Laß mich ein!«

Ich verließ den großen Gastraum der Schänke und begab mich in das Obergeschoß, um mir von einem der vorderen Fenster einen Überblick über die Straße zu verschaffen. Ich hörte sie noch immer gegen die Eingangstür hämmern. »Laß mich hinein, Jason!« schluchzte sie.

Aus dem Fenster blickend, sah ich sie schließlich in die Mitte der Straße laufen. Sie wandte sich unsicher hierhin und dorthin. Sie schluchzte.

»Halt, Sklavin!« rief eine Stimme. Männer waren in der Straße aufgetaucht. Wie vermutet, trugen sie die Uniformen Ars.

Verzweifelt machte das Mädchen kehrt, doch schon wurde ihr der Weg abgeschnitten. Die Männer der Patrouille umringten ihre Beute, fesselten sie und setzten ihren Weg fort. Nach etwa zwanzig Metern schaute das Mädchen noch einmal zurück und sah mich am Fenster stehen. Aber schon wurde sie weitergezerrt.

Der Besitzer der Taverne packte das rothaarige Tanzmädchen am Arm, so daß es aufschrie, und stieß es aus der Sandarena. Sie trug ein Kostüm aus zehn schmalen Silberketten, die von ihrem Halskragen herabhingen, fünf vorn und fünf hinten. Sie stürzte seitlich zu Boden und wandte geduckt den Kopf.

»Dies ist Jason!« rief der Wirt und deutete auf mich. »Er wettet zehn Kupfer-Tarsks, daß er jeden Mann im Haus besiegt!«

»Stimmt!« rief ich, trat auf den Sand und zog meine Tunika aus.

»Ich halte dagegen!« rief ein großgewachsener Bursche, ein Bauer aus dem Gebiet nördlich des Flusses.

Ein Helfer des Wirts nahm die Münzen in Verwahrung.

Die anderen Gäste in der Taverne schlossen Wetten ab.

Männer rückten näher zusammen. Zwischen ihnen kauerten nackte Pagasklavinnen, bronzene Gefäße an Lederriemen tragend.

Der klobige Mann stürzte sich auf mich. Ich ließ ihn zuschlagen. Aber gleichzeitig bewegte ich mich mit seinem Schlag rückwärts, so daß die Wirkung weitgehend aufgehoben wurde. Meine Reaktion aber spiegelte vor, ich sei schwer getroffen. Die Männer brüllten vor Vergnügen. Auf tänzelnden Füßen und mit vorzuckenden Fäusten hielt ich meinen Gegner auf Abstand.

»Er kämpft gut«, sagte einer der Männer.

Allmählich erholte ich mich und packte den Burschen, damit er seine Hände nicht mehr frei benutzen konnte. Ich durfte bei diesen Kämpfen nicht allzu geübt erscheinen. Diesen Fehler hatte ich schon einmal begangen, in Tancreds Furt, und war in der Folge auf meine hinausgebrüllten Herausforderungen ohne Gegner geblieben. Statt dessen hatten mich Wächter aufgefordert, die Stadt unverzüglich zu ver-

lassen. In Tancreds Furt hatte ich insgesamt nur zehn Kupfer-Tarsks verdienen können.

»Kämpft!« riefen Zuschauer.

»Ungeschickt!« brüllte jemand.

»Feigling!« tobte der Mann.

»Feigling!« sagte auch der Bauer.

Dies reizte mich. Ich gab meine Entschlossenheit, ihn auf eine bestimmte Weise zu behandeln, auf. Von einer schnellen Schlagfolge getroffen, sank er schlaff in den Sand. Ich tat, als wäre ich erschöpft und desorientiert und könne mich kaum noch auf den Beinen halten.

»Was für Glückshiebe!« ertönte hier und dort.

Ich blickte auf den großen Burschen nieder, der benommen im Sand hockte. Ich versuchte ungläubig zu erscheinen, als könne ich es nicht fassen, daß er am Boden liege, daß ich ihn irgendwie von den Beinen gebracht hätte.

»Steh auf!« brüllten Stimmen.

An den Armen wurde er auf die Seite gezerrt.

»Zehn Tarsks«, rief ein anderer Bauer, »daß ich ihn besiege!«

»Kannst du weiterkämpfen, Jason?« fragte der Wirt besorgt. Kämpfe dieser Art, wenn sie unter Aufsicht stattfanden, waren gut für seine Taverne.

»Ich werd's versuchen«, sagte ich.

Der zweite Bursche legte in großer Eile seine Tunika ab, stürmte in den Sand, zögerte kaum einen Atemzug lang und begann mich mit trommelnden Fäusten zu bearbeiten. Ich glaube, er war verblüfft, weil er nur selten zu treffen vermochte. Es dauerte nicht lange, da wurden ihm die Arme lahm. Diesmal trieb ich das Spiel länger als beim ersten Kampf. Als das Interesse an dem Wettbewerb nachzulassen schien, brachte ich ihn schnell zu Ende. Er wurde an den Füßen aus der kleinen Arena gezogen.

»Ich begreife nicht, wie ein Mann, der sich so ungeschickt anstellt und so wenig Ahnung vom Kämpfen hat, so oft gewinnt«, bemerkte ein Mann an der Kampfarena.

»Noch hat er nicht gegen Haskoon gekämpft«, sagte jemand zuversichtlich.

»Ich bin Haskoon«, äußerte ein Barkenschiffer und trat in den Sand. Haskoon hielt seine Deckung zu hoch.

Der Mann nach Haskoon war eher Ringer als Faustkämpfer. Ich verzichtete allerdings darauf, ihm das Rückgrat zu brechen.

Der fünfte Gegner arbeitete als Ruderer auf einer Korn-galeere. Er war sehr kräftig, aber – wie die anderen – ungeübt. Daß ihm der Kieferknochen brach, war ein Versehen.

»Jason dürfte am Ende seiner Kräfte sein«, sagte der Wirt aufgekratzt. »Wer tritt als nächster gegen ihn an?«

Aber es kam wie erwartet: niemand wagte sich vor.

Ich hob die Hände und zog meine Tunika über. Ich atmete nicht schwer. Ich war bei guter Laune. Ich spendierte eine Runde Paga für die fünf Männer, die mir dabei geholfen hatten, mir meine Passage zur nächsten Stadt flußaufwärts zu verdienen. Auch ihre Stimmung schien sich dabei etwas zu bessern. Meine Rücklagen, die zehn Silber-Tarsks, die ich beim Verkauf meiner früheren Herrin Lady Florence aus Vonda beim Sklavenhändler Tenalion aus Ar erzielt hatte, waren schon ziemlich angegriffen. Normalerweise hätte eine solche Summe auf Gor für Monate ausgereicht. Es waren jedoch harte Zeiten, und da führten meine Ansprüche und die Preise – besonders die in Lara – direkt auf diesen Weg der zusätzlichen Geldbeschaffung.

»Du bist kein gewöhnlicher Raufbold«, sagte der erste Mann, der großgewachsene Bauer. »Erzähl es nicht herum«, bat ich ihn. »Schön«, sagte er. Einer der anderen Männer bemerkte: »Zum letztenmal hab' ich mich so gefühlt, als ich von fünf Bosk niedergetrampelt wurde.«

»Ich bin euch allen dankbar«, sagte ich.

Umgeben war ich von Sklavinnen, die mir Paga einschenken wollten. Die Sklavenkragen machten sich hübsch an ihren Hälsen.

Der Wirt näherte sich dem Tisch, und ich stand auf und hielt ihm zur Begrüßung meinen Pagakelch entgegen.

»Gut hast du gekämpft, Jason«, sagte er.

»Danke«, gab ich zurück, doch mein Blick galt bereits der rothaarigen Sklavin, die sich an mein rechtes Knie klammerte.

6

Frauen kommen fast immer nackt zur Auktion. Auf diese Weise sieht man, was man erwirbt.

Ich wandte mich von der Bühne des scheunenähnlichen Gebäudes in Fina ab, einer der zahlreichen Städte am Vosk. Das Geschrei des Auktionators wurde leiser hinter mir. Sicher würde er für die Brünette einen guten Preis erzielen. Sie gehörte zu den letzten Angeboten des Abends. Ehe sie auf die Plattform gezerrt wurde, hatte ich mir die verbleibenden Mädchen im Bereitschaftskäfig angeschaut. Die gesuchte Beverly Henderson war nicht darunter.

Vor dem scheunenartigen Bau wurde ich von zwei Wächtern angehalten.

»Du bist Jason, der Raufbold?« fragte einer.

»Ja.«

»Du wirst Fina noch heute nacht verlassen«, riet mir der Wächter.

»Schön«, sagte ich.

Ich hatte Fina ohnehin schon vor dem Morgengrauen den Rücken kehren wollen. Übrigens passierte es mir nicht zum erstenmal, daß Wächter mich zum Verlassen der Stadt aufforderten. Ich hatte das schon einmal erlebt, in Tancreds Furt.

Meine Abreise aus Lara lag nun schon mehrere Tage zurück. Die Truppen aus Ar, Tarnkavallerie, hatten Lara nicht niedergebrannt. Vielmehr – und das war wohl eine Überra-

schung – hatten sie kaum etwas anderes gemacht, als die Stadt von Flußpiraten zu säubern und hier und dort etwas Beute zu machen, darunter einige Frauen – vorwiegend Flüchtlinge aus Vonda, die ihnen in die Hände fielen. Der eigentliche Einsatz gegen Lara aber hatte in den Reihen der Lara-Kämpfer, die in Richtung Vonda marschierten, ziemliche Verwirrung und Verwunderung ausgelöst. So gesehen hatten sich die Dinge für die Kämpfer aus Ar gut entwickelt, denn in ihrem Erstaunen hatten die Truppen aus Lara auf ihrem Marsch nach Norden innegehalten. Folglich wurden sie nicht mit in die Ereignisse verwickelt, die sich kurze Zeit später nordöstlich von Vonda entwickelten. Bei diesen Ereignissen waren die Streitkräfte von Port Olni allerdings überraschenderweise von Truppen aus Ti unterstützt worden, unter dem Kommando von Thandar aus Ti, einem der Söhne des Ebullius Gaius Cassius. Es war eine heftige, aber nicht entscheidende Schlacht gewesen. Bei Anbruch der Dunkelheit des zweiten Tages hatten sich beide Armeen vom Schlachtfeld zurückgezogen. Ars Infanterie war zahlenmäßig unterlegen gewesen, doch hatten ihre Mobilität und die Unterstützung durch die Tarn-Kavallerie den Mangel an Schlagkraft in gewisser Weise wettgemacht. Thandar aus Ti forderte Ar interessanterweise nicht am Himmel heraus, sondern hatte die Söldner des Artemidorus aus Cos auf Aktionen gegen die Versorgungswege Ars geschickt. Nachdem man mehrere Tage nervös in Lagern zugebracht hatte, setzten sich die Wahrsager von Port Olni, Ti und Ar auf neutralem Boden zusammen und ermittelten durch Omen, durch die Deutung von Leber und Eingeweiden geschlachteter Verr, daß für beide Armeen der Rückzug angebracht sei. Mit dieser Vorgehensweise wurde sichergestellt, daß keine der beiden Seiten an Ehre und Gesicht verlor. Die Deutungen der Omen waren lediglich von Wahrsagern aus Vonda und Cos angezweifelt worden. Es herrschte allgemein der Eindruck vor, daß weder die Salerianische Konföderation noch die Stadt Ar einen umfassenden Krieg woll-

ten. Man war sich klar darüber, daß Vonda, in Verschwörung mit Cos, die Feindseligkeiten eingeleitet hatte. Indem es Vonda niederbrannte und vernichtete, hatte Ar das militärisch Notwendige getan. Auf ähnliche Weise konnte die Salerianische Konföderation, die immerhin die Truppen Ars zum Stillstand gebracht hatte, sich in dem Gefühl wiegen, seiner Ehre Genüge getan zu haben. Für mich gibt es keinen Zweifel, daß die Beendigung der Feindseligkeiten im Norden wesentlich auf die Großzügigkeit der Kämpfer aus Ar zurückzuführen war, die Lara das Schicksal Vondas ersparten – eine nach meinem Dafürhalten nicht unangebrachte Zurückhaltung. Sie hatten demonstriert, daß sie Lara hätten vernichten können, diesen Schritt aber nicht für angebracht hielten. Man nahm diese Handlungsweise als einen Ausdruck des Desinteresses Ars, sich auf einen umfassenden Krieg mit der Salerianischen Konföderation einzulassen. Natürlich war die Aktion auch dazu angetan, die Konföderation hinsichtlich ihrer Einstellung zu Ar künftig in Uneinigkeit zu stürzen. Als nämlich offenkundig wurde, daß Ar Lara praktisch verschont hatte, waren die Lara-Soldaten umgekehrt, noch ehe sie sich mit den Kämpfern aus Port Olni und Ti vereinigen konnten. In Lara war das Stimmungsbarometer inzwischen zweifellos zu Gunsten von Ar umgeschlagen. Dies gab Ar ein politisches Übergewicht am Zusammenfluß von Olni und Vosk – eine strategisch wichtige Position für den Fall, daß Cos jemals am Vosk entlang ostwärts vorrücken sollte. Lara war der Angelpunkt zwischen der Salerianischen Konföderation und den Voskstädten.

»Beeilung!« forderte der Wächter.

Ich hob die Hand zur Bestätigung, daß ich ihn gehört hatte, und setzte meinen Weg zum Hafen von Fina fort.

Seit mehreren Wochen zog ich nun schon von einer Hafenstadt zur nächsten, sah mir die Sklavenmärkte an und versuchte Informationen über die Piraten Kliomenes zu sammeln. Viele Leute, da war ich sicher, wußten über die-

sen Burschen mehr, als sie zugaben. Anscheinend war sein Name wie der seines Kapitäns Policrates am Fluß gefürchtet. Ich muß betonen, daß es sich bei den Flußpiraten nicht um vereinzelte halsabschneiderische Banden handelte. Verschiedene Gruppen besaßen eigene Festungen und Schiffe. Es war nicht ungewöhnlich, daß ein einziger Kapitän über bis zu drei- oder vierhundert Mann und acht bis zehn Schiffe gebot. Darüber hinaus gab es Verbindungen zwischen diesen Banden, eine Aufteilung von Territorien und auch Allianzen. Sie waren eine reale Macht am Fluß.

Ich trat zur Seite, um eine verschleierte freie Frau und ein Kind vorbeizulassen.

Ich war von Lara nach Weißwasser gereist und hatte dabei den Barkenkanal benutzt, der die Untiefen umging, und von dort nach Tancreds Furt. Später war ich flußabwärts nach Iskander, Waldhafen und Ar-Station gereist. Ar-Station liegt übrigens in der Nähe des Ortes, wo sich vor vielen Jahren die Horden Pa-Kurs versammelten, eines Angehörigen der Kaste der Attentäter, der damals eine Allinaz aus zwölf Städten, verstärkt durch Söldner und Attentäter, gegen die Stadt Ar anführte. Dieser Krieg wird übrigens auf typisch goreanische Weise mit mehreren Liedern gefeiert. Die berühmtesten dürften die Lieder um Tarl aus Bristol sein. Die Schlacht hatte angeblich im Jahr 10.110 C.A., Contaste Ar, seit der Gründung Ars, stattgefunden. Nach dieser Zeitmessung schrieben wir jetzt das Jahr 10.127. Übrigens gab es Ar-Station noch nicht, als Pa-Kurs Horden sich zusammenfanden. Es wurde vier Jahre später am Südufer des Vosk gegründet, als Vorposten und Handelsstation. Es stellt im übrigen den Endpunkt einer der großen Straßen dar, der Viktel Aria, Ars Triumph, die nach Ar führte. Die Straße ist auch als Vosk-Straße bekannt, besonders bei jenen, die sie vom Fluß aus betrachten. Von Ar-Station war ich am Fluß weiter nach Westen gezogen und hatte Jorts Fähre, Alfreds Kuppe, Jasmine, Siba, Sais und Sulport besucht. Station hatte ich außerdem in Hammerfest und Ragnars Dorf ge-

macht- das allerdings inzwischen zu einer handfesten Stadt herangewachsen ist. Darin mag man es im Gegensatz zu Tetrapoli sehen, das viel weiter westlich am Fluß liegt. Ragnars Dorf begann als winziger Flecken und erweiterte sich von dieser Keimzelle aus. Tetrapoli dagegen hat seinen Ursprung in vier getrennten Orten, Ri, Teibar, Heiban und Azdak, der Legende nach von vier Brüdern gegründet. Diese Orte wuchsen am Fluß zusammen und fanden irgendwann auch zu einer politischen Einheit. In den vier Stadtbezirken bewahren sich erwartungsgemäß die ursprünglichen Namen. Das Wort »Tetrapoli« bedeutet auf goreanisch übrigens »Vier Städte«.

Mein Ziel waren die Hafenanlagen Finas. Von Zeit zu Zeit kamen mir Männer entgegen. Bald erreichte ich den Flußbezirk.

»Eine Bootspassage, Herr?« fragte ein Mann.

»Lieber mit anderen«, antwortete ich.

»Wir sind billig!« rief er. »Billig!«

»Vielen Dank«, sagte ich und setzte meinen Weg fort. Schon in mehreren Orten hatte ich festgestellt, daß sich unten am Wasser die günstigsten Preise aushandeln ließen.

Meine Gedanken richteten sich auf Miß Beverly Henderson, die ich auf diesem Planeten suchte. Manchmal glaubte ich schon nicht mehr daran, daß es mir gelingen würde. Wie konnte man nur hoffen, ein Mädchen unter Tausenden oder gar Zehntausenden ausfindig zu machen, die überall verstreut waren in den Städten und Dörfern, auf den Wiesen und Feldern von Gor. Wenn sie inzwischen von Karawanen oder Tarnfliegern weitertransportiert worden war, konnte sie sich überall aufhalten. Dennoch war ich entschlossen, die Suche fortzusetzen. Dabei sprachen zwei Dinge zu meinen Gunsten. Ich wußte, sie war erst kürzlich erbeutet worden, und zwar von dem Piraten Kliomenes. Meine Suche war daher alles andere als hoffnungslos. Ich war ziemlich sicher, Miß Henderson finden zu können, wenn sich nur fest-

stellen ließ, auf welchem Markt – oder Märkten – Kliomenes seine jüngste Beute zu Geld machen wollte.

»Du da, Bursche«, sagte ein Kapitän am Kai zu mir. »Du scheinst kräftig zu sein. Suchst du Arbeit?«

»Ich will flußabwärts«, antwortete ich.

»Unser Ziel ist Tafa«, antwortete er. »Uns fehlt ein Ruderer.«

Die nächsten Städte westlich am Fluß waren Victoria und Tafa. Westlich Tafas lag Port Cos, das vor gut einem Jahrhundert von Siedlern aus Cos gegründet worden war. Die größten Städte westlich von Port Cos waren Tetrapoli, Ven und Turmus, wobei Ven am Zusammenfluß des Ta-Thassa Cartius mit dem Vosk und Turmus am Ostende des mächtigen Voskdeltas lag, die letzte Stadt am Fluß überhaupt.

»Ich will nach Victoria«, sagte ich. Victoria war die nächste Flußstadt in Richtung Westen.

»Du bist ein ehrlicher Bursche, nicht wahr?« fragte der Kapitän.

»Das kann man hoffentlich von mir behaupten«, sagte ich langsam. »Warum fragst du?«

»Wenn du eine ehrliche Haut bist«, antwortete der Kapitän, »warum willst du dann nach Victoria?«

»In Victoria muß es doch auch ehrliche Leute geben«, sagte ich zögernd.

»Ich nehme es an.«

»Ist es denn ein gefährlicher Ort?« fragte ich.

»Du mußt neu sein am Fluß.«

»Ja.«

»Dann meide Victoria.«

»Warum?«

»Bist du Sklavenhändler?«

»Nein.«

»Dann meide Victoria.«

»Warum denn bloß?«

»Die Stadt ist eine einzige Diebeshöhle«, antwortete er.

»Dort findest du kaum etwas anderes als Kaufleute und Sklaven.«

»Gibt es dort einen wichtigen Sklavenmarkt?«

»Manchmal bekommt man reizvolle Ware zu günstigen Preisen.«

»Warum sind die Preise manchmal günstig?« wollte ich wissen.

»Mädchen, die nichts kosten, lassen sich billig verkaufen«, antwortete er.

»Die Mädchen, die dort zum Verkauf kommen, sind also vorwiegend bei Überfällen erbeutet worden?«

»Natürlich – überall am Fluß ist bekannt, daß Victoria einer der wichtigsten Umschlagplätze für die Waren der Flußpiraten ist.«

»Ich muß dorthin«, sagte ich eifrig.

»Mein Ziel ist Tafa«, bemerkte er. »Ich lege in Victoria nicht an.«

»Dann laß mich bis Tafa mitrudern«, sagte ich. »Dort gehe ich dann an Land. Ich schleiche mich zu Fuß in die Stadt.«

»Es ist sicher nützlich, einen zusätzlichen Ruderer zu haben«, sagte er, »und wenn es nur bis Victoria wäre. Außerdem fahren wir mit der Strömung.«

»Ja«, sagte ich.

»Vielleicht finden wir westlich von Victoria auch einen neuen Ruderer.«

»Vielleicht«, sagte ich.

Er musterte mich.

»Du brauchst mir auch nichts zu bezahlen«, sagte ich. »Ich rudere ohne Lohn.«

»Ernsthaft?« fragte er.

»Ja.«

Er grinste. »Abfahrt in der nächsten Ahn«, sagte er.

»Was wird für dieses Mädchen geboten?« rief der Auktionator. »Ich höre!«

Es ging um ein blondes Bauernmädchen mit rundlichen Fesseln und voller Figur; sie stammte aus dem Gebiet südlich des Vosk. Der Verkauf fand auf einer primitiven Plattform am Kai von Victoria statt. Sie trug einen Kettenkragen

»Zwei kleine Tarsks!« rief jemand aus der Menge.

Ich schob mich durch das Gedränge am Wasser. An der Kais stauten sich Waren und Menschen. Die Masten vor Flußgaleeren bildeten einen unübersichtlichen Wald, es roch nach Fluß und Fischen.

»Ich habe gerüchteweise gehört, der Topas werde nach Osten gebracht«, sagte ein Kaufmann zu seinem Nachbarn!

»Das läßt für die Sicherheit am Fluß nichts Gutes erwarten«, antwortete der Mann.

Ich zwängte mich an den beiden vorbei. Und wich abrupt zurück. Ein brauner Sleen sprang wütend ans Ende einer kurzen, dicken Kette. Er entblößte fauchend seine Reißzähne. Ein solches Tier konnte einem Mann mit einer einzigen Bewegung des mächtigen Mauls das Bein am Oberschenkel abreißen.

»Ruhig, Taba«, sagte einer der Kaufleute.

Zischend duckte sich das Ungeheuer; seine Schulterblätter zeichneten sich spitz unter dem erregt hochstehender Fell ab, die vier Hinterbeine waren noch sprungbereit angespannt. Es wollte mir nicht unmöglich erscheinen, daß es, wenn es wollte, den im Holz versenkten Ring losreißen konnte, an dem es angekettet war. Rückwärts wich ich vor der Erscheinung zurück. Die Kaufleute beachteten mich nicht weiter und setzten ihr Gespräch fort. »Victoria hat die Tributzahlung verweigert«, sagte einer der beiden.

»Man scheint zu glauben, daß sie keine anderen Märkte finden können«, bemerkte der andere.

»Das ist töricht gedacht.«

»Sie könnten ihre Verkäufe in Tafa tätigen«, meinte der zweite Mann.

»Oder sie erst wieder nach Victoria zurückverlegen, wenn die Stadt gehörig eins draufbekommen hat«, äußerte der erste.

»Richtig.«

»Es stimmt – sie können Victoria diese Frechheit nicht durchgehen lassen. Durchaus möglich, daß sich die anderen kleinen Städte am Fluß diesem Beispiel anschließen würden.«

»Sie sind bestimmt der Ansicht, daß Victoria bestraft werden muß«, sagte der erste Kaufmann.

»Vielleicht wird deswegen der Topas nach Osten gebracht.«

»Es wäre das erstemal seit zehn Jahren.«

»Und doch ist es irgendwie interessant«, bemerkte der erste, »denn ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß sie wirklich den Topas brauchten, um Victoria zu unterdrücken.«

»Sie sind auch ohne stark genug«, stimmte der zweite Kaufmann zu.

»Vielleicht ist es also nur ein Gerücht, daß der Topas nach Osten gebracht wird«, meinte der erste Mann.

»Wollen wir es hoffen.«

»Wenn er nach Osten getragen wird, geht es wohl um mehr als die Bestrafung Victorias.«

»Das steht zu fürchten«, sagte der zweite Mann.

Ich wandte mich um und ließ die beiden Kaufleute stehen. Ich hatte von dem Gespräch nichts verstanden.

Noch vor dem Morgengrauen war ich einige Pasangs entfernt flußaufwärts an Land gesetzt worden. Ich hatte mich eine Pasang weit ins Landesinnere begeben, um den Fluß-Tharlarion aus dem Weg zu gehen, und war parallel zum Fluß nach Victoria marschiert. Vor etwa einer Ahn hatte ich die Stadt betreten.

»Süßigkeiten! Süßigkeiten!« rief eine verschleierte Frau.

Sie trug ihre Waren auf einem Tablett vor sich her, das mit einem Gurt um ihren Hals befestigt war.

»Heißes Fleisch!« pries ein anderer Käufer. »Heißes Fleisch!«

»Hier frisches Gemüse!« rief eine Frau.

»Verr-Milch! Vulo-Eier!« tönten Stimmen.

Ein anderer Kaufmann schob sich an mir vorbei. Gefolgt wurde er von einer statuesken Brünetten in einer kurzen Tunika, die ein Bündel auf dem Kopf balancierte.

Im nächsten Moment mußte ich einer Gruppe von acht Bauern ausweichen, die Bündel mit Sa-Tarna-Korn auf den Schultern zu den Kaianlagen hinabschleppten.

»Juwelen! Juwelen!« lockte eine Stimme.

Ich trat ein wenig zur Seite und blieb vor einer auf den Brettern ausgebreiteten Decke stehen. Auf der Decke lagen Dutzende von Nadeln und Broschen, Klammern und Schnallen, Ringe, Hals- und Armbänder, Schmuckhänger, Armreifen und Körperketten. Ein verträglich aussehender Mann, der eine Wolltunika trug, saß im Schneidersitz hinter der Decke.

»Kauf deinen Schmuck bei mir«, sagte er. »Meine Waren sind billig und attraktiv. Verschöne deine Sklavinnen.«

»Siehst du, Herr?« fragte ein Mädchen, das neben ihm kniete, im Sklavenkragen, nackt, behängt mit Schmuckstücken.

»Kauf etwas Schönes für deine Sklavin«, sagte der Mann und hob ein Halsband von der Decke. »Hier, dies wurde einer freien Frau genommen, die jetzt auf dem Platz des Iphicrates das Pflaster schrubbt.«

»Ich besitze keine Sklavin«, sagte ich.

»Dann verkaufe ich dir die hier«, sagte er und deutete auf die Präsentationssklavin neben sich. »Für einen Silber-Tarsk.«

»Kauf mich, Herr!« sagte sie lachend. »Ich bin hübsch. Ich arbeite schwer. Ich vermag meinem Herrn in den Fellen zu gefallen.«

»Das stimmt«, sagte der Mann lächelnd.

»Gewiß sind in Victoria Frauen für weniger als eine Silber-Tarsk zu haben«, sagte ich lächelnd.

»Stimmt«, grinste der Bursche, und ich erkannte, daß er sein Mädchen nicht wirklich verkaufen wollte.

»Du sagtest, das Halsband sei einer freien Frau weggenommen worden.«

»Durch einen Piraten«, antwortete er.

»Du sprichst sehr offen.«

»Wir sind hier in Victoria.«

»Dürfte ich nach der Besatzung fragen, zu der der betreffende Pirat gehört hat?«

»Zur Mannschaft des Polyclitus«, erwiderte er. »Die Festung dieser Horde liegt in der Nähe von Turmus.«

»Zweifellos suchen sie auch die Handelsstraßen heim, die das Vosk-Delta umgehen.«

»Ab und zu«, sagte er. »Ja, es geschah dort, daß ihnen dieser hübsche kleine Pfirsich in die Hände fiel.« Er deutete auf das Mädchen neben sich. »Kannst du dir vorstellen, daß sie einmal die Tochter eines reichen Kaufmanns war?«

»Es scheint unvorstellbar.«

»Er hat mich gut zum Kragen erzogen«, schnurrte sie und küßte seinen Arm.

»Das ist bei jeder Frau möglich« sagte er.

»Kennst du einen Piraten namens Kliomenes?« erkundigte ich mich und hoffte, daß meine Stimme kein unangebrachtes Interesse erkennen ließ.

»Er ist ein übler Patron«, sagte der Mann. »Ein Leutnant des Policrates.«

»Weißt du, ob er sich zur Zeit in Victoria aufhält?«

»Ja«, sagte der Mann. »Er ist nach Victoria gekommen, um Waren und Sklaven zu verkaufen.«

»Und wo soll das geschehen?«

»Die Güter sind bereits verkauft«, sagte der Mann, »an den Kaufmannspiers.«

»Und die Sklaven?«

»Die sollen heute abend verkauft werden«, antwortete er, »in der Verkaufshalle des Lysander.«

»Ich nehme diese Körperkette«, sagte ich zu dem Mann.

»Aber ich dachte, du hättest keine Sklavin?« fragte er.

»Trotzdem möchte ich dir irgendwie danken«, erwiderte ich. »Du hast mir sehr geholfen.«

»Ein kleiner Tarsk«, sagte er.

Die dünne Kette, die etwa fünf Fuß lang war, konnte einer Frau mehrmals um den Hals gelegt werden oder ihren Körper sonstwie zieren. Die Kette war nicht schwer, aber auch nicht zu leicht; sie bildete ein kompaktes Gewicht in der Hand. Ein praktisches Zwischending zwischen Schmuckstück und Fessel.

Ich gab dem Mann die geforderte Münze und schwang die Kette prüfend hin und her.

»Guten Erfolg auf dem Sklavenmarkt!« rief der Verkäufer mir nach.

»Vielen Dank«, antwortete ich und lächelte vor mich hin. Dann setzte ich meinen Weg fort und fragte mich, warum ich so etwas Seltsames wie eine Körperkette gekauft hatte – ein Schmuckstück, das doch offensichtlich für den Körper einer Sklavin bestimmt war.

8

»Sonst noch Gegner?« fragte ich und wischte mir mit der Unterarm Schweiß und Sand aus dem Gesicht.

Ehe ich die Taverne des Tasdron an der Lycurgus-Avenue betrat, hatte ich Kassensturz gemacht und dabei festgestellt, daß ich nur noch siebzig Kupfer-Tarsks besaß, einschließlich fünf Tarsks, die ich zu meiner Überraschung von dem Kapitän der Barke für meine Tätigkeit als Ruderer von Fina bis kurz vor Victoria erhalten hatte. Ich wußte nicht, wieviel eine Sklavin im Markt von Lysander kosten mochte, doch

wollte ich genug bei mir haben, um vernünftig und wirkungsvoll mitbieten zu können, sollte ein bestimmtes Mädchen zum Verkauf gestellt werden.

Ich spuckte in den Sand und rieb mir die Handflächen an den Oberschenkeln trocken.

Gegen sieben Mann hatte ich gekämpft und sie mit einer Eleganz und Schnelligkeit beseitigt, die wohl sogar Kenneth und Barus gefallen hätten, meinen früheren Lehrmeistern in diesen Disziplinen. Ich hätte mir wohl mehr Zeit gelassen und damit weitere Gegner auf die Matte gelockt, doch ich wollte zum Bietungsbeginn im Markt von Lysander sein. Und ich war nicht gerade unglücklich über die Erträge, hatte ich doch zwei Silber-Tarsks und sechzehn Kupfer-Tarsks zusammenbekommen. Und ich war zuversichtlich, daß ich in Victoria keinen Wächtern begegnen würde, die mich im Interesse ehrlicher Bürger aus der Stadt weisen wollten.

»Keine weiteren Herausforderer?« fragte ich.

Es war still im Raum. Ich beugte mich zu einem kleinen Tisch nahe der Sandarena, um meine Gewinne an mich zu nehmen.

»Ein Silber-Tarsk«, sagte eine unangenehme Stimme.

Ich richtete mich auf.

Auf der anderen Seite des Schankraums, etwa fünfzig Fuß entfernt, war ein Mann aufgestanden. Der Tisch war mir schon früher aufgefallen; sieben oder acht Mann hatten daran gesessen, unrasiert, narbig, mürrisch. Zwei trugen Ohrringe, einige hatten Taschentücher um die Köpfe gebunden, nach Art von Ruderern, die sich vor der Sonne schützen wollten. Alle waren bewaffnet.

»Ihr Herren, nein!« rief Tasdron, der Wirt.

Und plötzlich ertönte ein Geräusch, das Scharren einer kurzen Metallklinge, die aus der Scheide glitt.

»Ein Silber-Tarsk«, wiederholte der Bursche, die blanke Klinge in der Hand. Goreaner ziehen selten ihre Waffe, wenn sie sie nicht benutzen wollen.

Ich mußte trocken herunterschlucken.

»Mit Stahl kenne ich mich nicht aus«, sagte ich so freundlich ich konnte.

»Dann solltest du keine Klinge bei dir haben«, erwiderte der Mann. Einige seiner Begleiter lachten.

»Hier finden nur waffenlose Kämpfe statt, das haben wir klar gesagt!« rief Tasdron mit zitternder Stimme.

»Nimm deine Klinge!« forderte mich der Mann auf. Die Spitze seiner Waffe machte eine unmerkliche Bewegung. Er deutete auf meine Kleidung, die samt Geldbeutel und Klinge neben der Arena lag.

»Ich kann nicht mit dem Schwert gegen dich kämpfen«, sagte ich. »Ich kenne mich damit nicht aus.«

»Flieh!« flüsterte mir Tasdron zu.

»Besetzt die Ausgänge!« rief der Mann seinen Freunden zu. Vier standen auf; einer ging zur Seitentür, einer zur Küche, und die beiden anderen besetzten den Hauptaussgang. Sie hatten ebenfalls blank gezogen. Zwei Männer waren am Tisch sitzengeblieben. Einer der beiden schien der Anführer der Gruppe zu sein. Er beobachtete mich und trank Paga.

»Nimm deine Klinge!« forderte mich der Mann auf.

»Nein.«

»Na schön«, sagte er. »Es liegt ganz bei dir.« Er ging um seinen Tisch herum und kam Schritt für Schritt näher, wobei er mich nicht aus den Augen ließ. Plötzlich trat er gegen einen Tisch, der vor ihm stand, und bahnte sich damit einen Weg zu mir. Zwei Männer, die an dem Tisch gesessen hatten, ergriffen die Flucht. Eine Paga-Sklavin, die im Hintergrund kauerte, begann zu schreien.

»Ich bin nicht bewaffnet«, sagte ich.

Er machte einen weiteren Schritt in meine Richtung. Ich verfolgte die Bewegungen der Klingenspitze.

»Er ist neu in Victoria«, sagte Tasdron verzweifelt. »Nimm seine Kleidung, sein Geld, seine Sachen. Laß ihn leben!«

Der Mann schaute nicht einmal in Tasdrons Richtung. Wieder trat er einen Schritt vor.

Ich wich zurück und spürte eine Tischkante in den Kniekehlen.

»Ich bin unbewaffnet«, sagte ich.

Der Bursche grinste und hob erneut das Bein.

»Gestatte mir, meine Waffe aufzunehmen«, sagte ich.

Wieder grinste er und rückte weiter vor. Ich wußte, ich hatte nicht die Zeit, mich umzudrehen und die Waffe aufzugreifen, die in der Scheide steckte; und selbst wenn ich dazu in der Lage gewesen wäre, hätte es wohl nichts genützt. Ich sah, wie der Mann mit dem Stahl umging und daß die Klinge recht mitgenommen aussah. Sie hatte schon so manchen Kampf erlebt. Selbst mit Schwert wäre ich gegenüber diesem Mann so gut wie wehrlos gewesen.

»Ich bin nicht bewaffnet«, sagte ich. »Ist es deine Absicht, mich kaltblütig umzubringen?«

»Ja.«

»Warum?«

»Es wird mir Spaß machen«, sagte er. Ich sah, wie er die Klinge zurückzog.

»Halt!« meldete sich da eine Stimme.

Der Mann trat zurück und schaute an mir vorbei. Ich drehte mich um. Etwa zwanzig Fuß entfernt stand ein großgewachsener, unrasierter Mann in einer schmutzigen Wolltunika. Obwohl er ziemlich heruntergekommen wirkte, stand er in diesem Moment sehr aufrecht da.

»Du Bursche«, wandte er sich an mich, »möchtest du einen Champion für dich kämpfen lassen?«

Der Mann trug Waffen. Über seiner linken Schulter hing eine Lederscheide. Allerdings hatte er sich noch nicht die Mühe gemacht, sein Schwert zu ziehen.

»Wer bist du?« fragte der Mann, der mich bedroht hatte.

»Soll ein Champion für dich kämpfen?« fragte der Mann erneut.

»Ja«, sagte ich.

»Wer bist du?« wiederholte der andere Mann.

»Willst du mich zwingen, meine Klinge zu ziehen?« fragte

der großgewachsene Mann. Bei diesen Worten sträubten sich mir die Nackenhaare.

»Wer bist du?« fragte der Mann zum drittenmal und trat einen Schritt zurück.

Der Mann antwortete nicht. Statt dessen schlug er mit einer Hand die Tunika über die Schulter zurück. Ein Aufschrei ging durch die Taverne.

Der Mann trug das Scharlachrot der Kriegerkaste.

»Nein«, sagte der Mann, der mich bedroht hatte. »Ich möchte dich nicht zwingen, deine Klinge zu ziehen.« Er wich zurück. Als er seinen Tisch erreichte, steckte er sein Schwert zornig in die Scheide. Anschließend verließ er mit den Männern, die die Türen bewacht hatten, das Lokal.

»Paga, Paga für alle!« rief Tasdron. Paga-Sklavinnen liefen los, um auszuschenken. »Musik!« rief er. Fünf Musiker, die sich in der Nähe der Küche aufgehalten hatten, eilten an ihre Plätze. Tasdron klatschte zweimal in die Hände, woraufhin eine Tanz-Sklavin, die überall am Körper bemalt war, in den Sand eilte.

Unsicheren Schritts begab ich mich an den Tisch des großen Mannes. Er schien mich kaum zu beachten. Als das Mädchen ihm Paga einschenkte und er nach dem Kelch griff, sah ich, daß seine Hand zitterte. Abrupt hob er die Last, verschüttete Flüssigkeit auf den Tisch. Er bebte am ganzen Körper.

»Ich verdanke dir mein Leben«, sagte ich. »Vielen Dank.«

»Verschwinde!« antwortete er. Seine Augen waren glasig. Plötzlich wirkte er gar nicht mehr so stolz und kräftig wie eben noch, als er dem anderen Mann getrotzt hatte. Seine Hände, die um den Paga-Kelch lagen, bebten. »Verschwinde«, wiederholte er.

»Wie ich sehe, trägst du noch immer das Rot, Callimachus«, sagte eine Stimme.

»Verspote mich nicht«, erwiderte der Mann am Tisch.

Der Sprecher war der Mann, den ich für den Anführer der rauen Burschen hielt, von denen mich einer bedroht hatte.

Er selbst hatte den Angreifer weder unterstützt, noch zurückzuhalten versucht. Offenbar hielt er sich für erhaben über Streitigkeiten in gewöhnlichen Tavernen; möglicherweise war er ein Mann von Bedeutung.

»Es ist lange her seit unserer letzten Begegnung in der Nähe von Port Cos«, sagte der Mann, der nähergekommen war.

Der Mann am Tisch, der mich gerettet hatte, hielt den Paga-Kelch in den Händen und sagte nichts.

»Dieser Abschnitt des Flusses«, fuhr der Stehende fort, »gehört mir.« Dann blickte er auf den anderen nieder. »Ich nehme dir das in Port Cos nicht übel«, fuhr er fort.

Der Sitzende trank. Seine Hände bebten noch immer.

»Du warst immer schon ein mutiger Bursche, Callimachus«, fuhr der andere Mann fort. »Deswegen habe ich dich stets bewundert. Wäre es dir nicht so darum gegangen, dich an den Kodex zu halten, hättest du es weit bringen können. Vielleicht hätte ich sogar in meiner Organisation einen Posten für dich gefunden.«

»Statt dessen«, sagte der Sitzende, »stießen wir bei Port Cos aufeinander.«

»Dein Einsatz heute abend hat sich bezahlt gemacht«, sagte der Stehende. »Von ähnlichen Kühnheiten würde ich dir künftig aber abraten.«

Der sitzende Mann trank.

»Es war dein Glück, lieber Callimachus, daß mein Freund Kliomenes, der unangenehme Bursche, der eben die Taverne verlassen hat, dich nicht kennt. So ist ihm im Gegensatz zu mir nicht bekannt, daß dein Auge nicht mehr so scharf ist wie früher, daß deine Hand ihre Tücke verloren hat, daß du abgebrannt und heruntergekommen bist, daß das Rot deiner Kleidung keine Bedeutung mehr hat, außer als vage Erinnerung an einen längst verflossenen Ruhm.«

Wieder führte der Sitzende den Kelch an den Mund.

»Wenn er dich kennen würde wie ich«, fuhr der andere Mann fort, »wärest du jetzt tot.«

Der Sitzende schaute in den leeren Kelch vor sich auf dem Tisch. Seine Hände krampften sich darum, seine Finger waren weiß. Sein Blick hatte etwas Leeres, die unrasierten Wangen waren bleich und eingefallen.

»Paga!« rief der stehende Mann. »Paga!« Ein blondes nacktes Mädchen, um dessen Sklavenkragen eine Perlenkette gewickelt war, eilte herbei und schenkte aus dem Bronzegefäß, das sie an einem Gurt über der Schulter trug, Paga ein. Der Stehende gab ihr eine kleinen Tarsk, und sie eilte fort. Das Mädchen kam mir irgendwie bekannt vor, doch ich wußte nicht, wo ich sie schon einmal gesehen hatte.

»Trink, Callimachus«, sagte der Stehende. »Trink.«

Der Ältere hob unsicher den Kelch.

Im nächsten Moment wandte sich der Wortführer ab und verließ das Lokal. Rückwärtsgehend entfernte ich mich von dem Tisch.

»Der Mann, der mich bedroht hat«, wandte ich mich an Tasdron, »dieser Kliomenes. Wer ist das?«

»Kliomenes, ein Pirat, Leutnant des Policrates«, antwortete der Wirt.

»Und der andere?« fragte ich. »Der am Tisch stand und mit meinem Retter sprach?«

»Sein Kapitän«, erwiderte Tasdron, »Policrates persönlich.«

Ich mußte schlucken.

»Du hast Glück, daß du noch am Leben bist«, stellte Tasdron fest. »Ich glaube, es wäre ratsam für dich, Victoria zu verlassen.«

»Wann beginnen die Verkäufe im Markt des Lysander?«

»Sie haben bereits begonnen«, sagte Tasdron.

Hastig eilte ich zu dem Tisch, auf dem ich meine Sachen abgelegt hatte. Ich zog mich an und warf mir das Schwert über die Schulter. Ich raffte meine Gewinne ein. Mein Blick fiel auf das blonde Paga-Mädchen, das mich beobachtete. Ich hatte irgendwie das Gefühl, daß ich sie schon einmal ge-

sehen hatte. Ich verstaute meine Gewinne im Geldbeutel und band ihn an meinem Gürtel fest. Ich konnte mich nicht erinnern, wo ich ihr schon einmal begegnet war. Sie war nicht unattraktiv. Dann eilte ich aus der Taverne und machte mich auf den Weg zur Verkaufsarena des Lysander.

9

»Diese rothaarige Schönheit«, rief der Auktionator, »wurde von Kapitän Thrasymedes gefangen. Sie kann Lyra spielen.«

Rauhes Gelächter ertönte. »Wie gut ist sie in den Fellen?« rief eine Stimme.

Das Mädchen wurde für vier Kupfer-Tarsks verkauft.

»Sind die Mädchen des Kliomenes schon über den Block gegangen?« fragte ich einen Mann.

»Ja«, antwortete dieser, und ich stieß einen Laut der Bestürzung aus. »Die meisten jedenfalls«, sagte ein anderer.

»Die meisten?«

»Ja«, meinte er, »ich glaube, es kommen noch andere, die in der Nähe von Lara gefangen wurden.«

»Wie lautet das Gebot auf diese Blondine?« rief der Auktionator.

»Sind die denn nicht längst verkauft?« fragte der erste Mann, der mir geantwortet hatte.

»Nein, ich glaube, nicht alle«, antwortete der zweite.

Ich ließ sie stehen und drängte mich durch die Menge, um näher an den hohen, runden, mit Sägemehl bestreuten Auktionsblock heranzukommen.

»Paß doch auf, wohin zu gehst, Kerl!« fauchte mich ein Mann an.

Vom Bereitschaftskäfig, in dem die nächsten Mädchen auf ihre Versteigerung warteten, wurde ich verscheucht.

»Sind dies alle Mädchen, die noch verkauft werden?« fragte ich den Wächter.

»Nein.«

»Stehen noch Mädchen des Kliomenes zum Verkauf an?« wollte ich verzweifelt wissen.

»Keine Ahnung«, antwortete er. »Ich habe die Unterlagen nicht.«

Bedrückt wandte ich mich ab, um in der Menge zu warten.

Die Blondine erbrachte sechs Tarsks.

»Und hier«, verkündete der Auktionator, »haben wir eine weitere Blondine. Sie war einmal frei.«

Gelächter brandete auf. »Sie soll die Peitsche küssen!« rief ein Mann.

»Auf die Knie, Mädchen, küß die Peitsche!« befahl der Mann. Das Mädchen gehorchte.

Etwa zweihundert Männer waren zu dem Sklavenverkauf gekommen, die in den Sklavenmärkten Victorias häufig vorkommen und manchmal mehrere Nächte dauern. Im Frühling und Sommer gehen die Geschäfte am besten, denn da ist der Verkehr auf dem Fluß am lebhaftesten und die Piraten machen die beste Beute. Viele Männer waren berufsmäßige Sklavenhändler aus anderen Städten und suchten nach frischer Ware.

»Verkauft an Targo aus Ar!« rief der Auktionator.

Ich war wütend, denn ich wußte nicht einmal, ob Miß Henderson überhaupt verkauft werden sollte oder vielleicht schon über den Block gegangen war. War sie schon verkauft, dann mochte sie, während ich hier hilflos herumstand, bereits aus Victoria fortgeschafft werden. Meine Fäuste waren geballt. Ich hatte feuchte Handflächen.

Die nächsten beiden Mädchen, Brünette, gingen an Lucilius aus Tyros. Die folgenden vier wurden von einem Mann namens Publius ersteigert, der für einen gewissen Mintar aus Ar auftrat.

Die Auktion belebte sich etwas, und das Publikum wurde

immer zahlreicher. Fünfmal wurde der Bereitschaftskäfig geleert und wieder gefüllt, es war eine zügige Versteigerung.

So sehr war ich benommen von meinem Trübsal, daß ich erst gar nicht mitbekam, was der Auktionator mit dem nächsten Mädchen anstellte, das er in seiner Nacktheit der beeindruckten Menge vorführte. Seine Präsentation der Sklavin ließ keinen Zweifel, was der Erwerber zu erwarten hatte. Schweratmend stand die Sklavin schließlich auf dem Block; sie hatte Tränen in den Augen, er hatte ihr keine Ruhe gelassen.

»Zweiundzwanzig Tarsks!« rief ein Mann.

»Dreiundzwanzig!« bot ein anderer.

Ich war dermaßen verblüfft, daß ich mich an der Bieterei, die schon eine Weile im Gange war, gar nicht beteiligte. Ich hatte mir nicht erträumen lassen, daß sie so schön sein konnte. Wie töricht sind doch die Männer der Erde, ihren Frauen das Leben so leicht zu machen, sie nicht zu zwingen, ihre Schönheit in der Fülle ihrer Begehrlichkeit zu verwirklichen. Die Frau auf dem Block kam von der Erde. Bewies sie damit nicht, wie schön Erdenfrauen sein konnten?

»Fünfundzwanzig Tarsks!«

»Dreißig!«

»Kauf sie«, schien mir eine Stimme einzuflüstern. »Kauf die Sklavin! Unterwirf sie dir!«

»Nein, nein!« sagte ich halblaut. »Das kann ich nicht!«

»Was hast du gesagt?« fragte der Mann neben mir.

»Nichts, nichts!«

»Vierzig!« bot jemand.

Ich konnte einfach nicht mitbieten. Ich vermochte kaum noch zu atmen. Das Herz schlug mir bis in den Hals. Daß sie so schön sein konnte, hatte ich nicht geahnt. Beinahe hatte ich das Gefühl, nicht mehr sprechen zu können. Ich vermochte den Blick nicht fortzureißen von dem Mädchen unter den Fackeln, von dem Stahlkragen an ihrem Hals. Ich zitterte.

»Sechsendvierzig!«

Ich zitterte. Ich hatte gesehen, wie Miß Beverly Henderson die Peitsche küßte. Ich hatte gesehen, wie sie als Sklavin vorgeführt wurde.

»Achtundvierzig!« wurde geboten.

»Fünfzig!«

Plötzlich schrie das Mädchen erschrocken auf. Es war ein zuckender, unkontrollierbarer Reflex gewesen. Dann legte sie den Kopf in die Hände und begann zu schluchzen.

»Neunzig Tarsks!« rief ein Mann.

Die Peitsche in der Hand, entfernte sich der Auktionator einen Schritt von dem Mädchen.

»Kaltes Blut hat sie nicht«, sagte der Mann neben mir.

»Nein«, sagte ich. »Nein.«

»Vierundneunzig Tarsks!«

»Vierundneunzig Tarsks sind geboten!« rief der Auktionator. »Höre ich mehr?«

Stille.

»Ich schließe gleich meine Hand!« rief der Auktionator.

»Achtundneunzig!« entfuhr es mir, und ich war erschrocken über den Laut meiner eigenen Stimme.

Matt hob das Mädchen den Kopf.

»Achtundneunzig, achtundneunzig sind geboten«, sang der Auktionator. »Bietet jemand mehr? Mehr?«

Keine Stimme meldete sich.

»Ich schließe gleich die Faust«, sagte der Auktionator, »die Hand ist geschlossen!«

Miß Henderson gehörte mir.

Miß Henderson wurde von der Plattform gestoßen. Ich drängte mich nach vorn. Alles schien um mich zu kreisen. Ich wußte kaum, was ich tat. Es war, als träumte ich.

»Jason?« fragte sie.

Dem Wächter reichte ich die Quittung über die achtundneunzig Tarsks, die ich bezahlt hatte. Der Mann versetzte dem Mädchen einen Tritt. »Weißt du nicht, daß du vor deinem Herrn niederknien mußt?« knurrte er.

Hastig ließ sie sich nieder.

Ich zerrte sie hoch und nahm sie in die Arme.

»Bist du es, Jason?« flüsterte sie. »Bist du es wirklich?«

»Ja«, antwortete ich. »Ja.«

Sie begann zu weinen, und ich drückte sie an mich. Sie erbebte schluchzend in meinen Armen. Ich spürte ihre Tränen durch meine Tunika. »Ich bin ja so glücklich«, sagte sie.

»Ja«, sagte ich. »Ja.« Vorsichtig streichelte ich ihr über den Kopf.

»Du hast mich gekauft, Jason«, sagte sie. »Ich bin deine Sklavin.« Ich verstand kaum, was sie sagte. »Ich will versuchen, dir zu gefallen – ich möchte nicht ausgepeitscht werden.«

»Was meinst du?« fragte ich.

Sie lehnte sich in meinen Armen ein Stück zurück und hob den Kopf. In ihren Augen standen Tränen, ihre Lippen zitterten. Sie schien ungemein glücklich zu sein. »All die Dinge, die du je mit mir anstellen wolltest«, fuhr sie fort, »kannst du jetzt tun. Alles, was du dir je von einer Frau erträumt hast, muß ich dir jetzt geben. Ich muß dir in allen Dingen gehorchen.«

»Den Schlüssel!« rief ich.

»Den Schlüssel?« fragte sie.

Der Schlüssel zum Verkaufskragen des Mädchens wurde mir in die Hand gedrückt, und ich öffnete damit das stählerne Band.

»Herr, was tust du?« fragte sie erschrocken.

»Nenn mich nicht ›Herr!‹ rief ich mit erstickter Stimme.

Männer verfolgten ratlos die Szene.

»Wo ist dein Kragen für mich?« fragte sie.

»Ich habe keinen Kragen für dich«, sagte ich.

»Herr?«

»Nenn mich nicht ›Herr!‹«

»Nein, Herr«, erwiderte sie. »Ich meine: ›Nein, Jason!‹«

»Du bist eine Frau von der Erde«, sagte ich. »Du weißt, wie du dich benehmen mußt.«

»Ich verstehe nicht, was du meinst.«

»Rede mir nicht davon, daß du dich mir in allem unterwerfen willst«, fuhr ich fort. »Daß du mir gehorchen oder dienen willst.«

»Aber ich bin Sklavin«, sagte sie. »Und ich gehöre dir!«

»Nein.«

»Ich trage das Brandzeichen.«

»Das hat nichts zu bedeuten – es ist nicht deine Schuld.«

»Aber die Schuld von Männern – und du kannst dir vorstellen, was es für ein Mädchen bedeutet, das Zeichen zu tragen! Was hast du mit mir vor?«

»Ich will dich freigeben«, sagte ich. »Ich gebe dir, was dein Herz am meisten ersehnt, deine absolute Freiheit.«

Sie starrte mich entsetzt an. »Du willst mich nicht«, flüsterte sie.

»Sei unbesorgt«, fuhr ich fort, »ich werde deine Situation nicht ausnutzen und dich auch nicht mißbrauchen. Du wirst mit dem Respekt behandelt, der dir zusteht. In allen Dingen wirst du mir gleichgestellt sein.«

»Wie kann eine Sklavin ihrem Herrn gleichgestellt sein?« fragte sie.

»Du bist frei«, sagte ich.

»Irgendein Goreaner hätte mich kaufen können«, sagte sie, »der mich in Ansehen gehalten und verehrt hätte, der mich dazu gebracht hätte, ihm gut und hingebungsvoll zu dienen.«

»Ich habe dir die Freiheit gegeben. Bist du nicht glücklich?« fragte ich verwirrt.

»Ich bin nackt«, sagte sie.

»Verzeih!« Ich eilte zu einem der Käfigwärter und erstand für einen kleinen Tarsk eines der Sklaventücher, in denen die Mädchen auf den Block geführt wurden.

Ich lief zu ihr zurück und blieb, den Stoff in der Hand haltend, vor ihr stehen. Einen Sekundenbruchteil lang war mir schwindelig, so wunderschön war sie. Hätte ich sie nicht nackt durch die Straßen Victorias führen sollen, zum Ergötzen anderer Männer, als stolzer Besitzer dieser Schönheit?

»Schau mich nicht an, du lüsternes Ungeheuer!« rief sie. »Bedecke mich, schnell!«

Hastig legte ich das Tuch um sie, und sie griff von innen danach und zog den Stoff eng um sich. Die Umrissse ihrer kleinen Fäuste zeichneten sich deutlich unter dem Gewebe ab.

»Wir wollen von hier verschwinden«, sagte ich.

»Ja, dies ist ein widerlicher Ort«, bemerkte sie. »Mich stört der Sklavengestank.«

Hastig verließen wir den Sklavenmarkt des Lysander.

»Wo wohnst du?« fragte sie.

»Ich habe beim Hafen ein ganz kleines Zimmer gemietet.«

»Ich werde auch eins brauchen.«

»Ich kann mir nicht viel leisten.«

»Dann müssen wir das Zimmer irgendwie aufteilen.«

»Selbstverständlich«, sagte ich.

»Außerdem mußt du losgehen und Kleidung für mich kaufen«, forderte sie. »Ich kann doch nicht immer in diesem Tuch herumlaufen.«

»Wie wär's mit einer Sklaventunika?«

»Mach keine Witze, Jason!«

»Hier entlang«, sagte ich und deutete auf eine Straße, die zum Fluß führte.

»Ich habe kein Geld«, sagte sie, »und keinen Heimstein. Und ich habe keinen Beruf erlernt.«

»Ein Beruf steht allen Frauen offen«, stellte ich fest.

»Ich hab' dir schon eben gesagt, scherze nicht mit mir! Das ist nicht amüsan.«

»Köchin«, sagte ich.

»Sehr komisch!«

»Wie gedenkst du dir deinen Unterhalt zu verdienen?« wollte ich wissen.

»Ich habe nicht die Absicht, mir meinen Unterhalt zu verdienen«, antwortete sie. »Das erwarte ich vielmehr von dir.«

»Und was willst du dafür tun?«

»Nichts, absolut nichts«, entgegnete sie. »Ich habe nicht darum gebeten, gekauft zu werden.«

»Es sieht nicht so aus, als hätte ich mit dir eine gute Investition gemacht«, sagte ich.

»Du kannst mir ja jederzeit eine Glocke und einen Münzbecher umhängen und mich zum Anschaffen auf die Straße schicken«, sagte sie.

»Das wäre ein Gedanke!« rief ich.

Sie schnaubte zornig durch die Nase, und wir setzten unseren Weg fort.

»Hast du Arbeit?« fragte sie.

»Nein.«

»Du mußt dir welche beschaffen.«

»Das wäre wohl angebracht«, erwiderte ich. Ich spielte mit dem Gedanken, als Ruderer oder Hafenarbeiter anzuheuern. Ich war kräftig. Auf keinen Fall wollte ich mir weiter Geld verdienen, indem ich in Tavernen andere Männer zum Kampf herausforderte. Dabei konnte ich leicht auf Gegner stoßen, die mit Messer oder Schwertern antraten. Erst vorhin war ich von einem ziemlich heruntergekommenen Mann gerettet worden, Callimachus, der vielleicht aus Port Cos stammte, weiter unten am Fluß. Wäre er nicht eingeschritten, hätte mich der Pirat Kliomenes bestimmt umgebracht.

»Wir müssen uns feste Regeln für unsere gemeinsame Unterkunft geben«, sagte sie.

»Selbstverständlich.«

»Ich werde als erste baden.«

»Wir haben eine kleine Kupferwanne«, bemerkte ich.

»Und jeder wird seinen Anteil besorgen beim Kochen, Saubermachen und der sonstigen Hausarbeit.«

»Ich soll am Tage arbeiten«, widersprach ich, »und dann noch die halbe Hausarbeit machen?«

»Du kannst nicht erwarten, daß ich die Schmutzarbeit für dich tue«, sagte sie. »Ich bin eine freie Frau. Ich kümmere mich um meine Sachen, du um die deinen.«

»Ich verstehe.«

»Das Zimmer liegt doch nicht etwa in diesem schrecklichen Haus!« Ziemlich entsetzt blickte sie in den Schein einer Pendellaterne, die über der Schwelle einer Schänke hing.

»Doch.«

»Da müssen wir uns noch verbessern!«

Ich musterte sie von oben bis unten und spielte mit dem Gedanken, ihr das Tuch vom Leibe zu reißen. Dann aber brachte ich mir zu Bewußtsein, daß sie eine freie Frau war und vom Planeten Erde stammte, meiner Heimatwelt. Sie war keine Goreanerin, sondern etwas Höheres, Feineres – eine Erdenfrau.

»Du hast nicht mal einen vollen Silber-Tarsk für mich bezahlt!« sagte sie zornig. »Andere Mädchen haben zwei bis drei Silber-Tarsk gebracht.«

»Das waren auch sehr schöne Frauen, zum Teil aus hoher Kaste, die zu Vergnügungssklavinnen ausgebildet worden waren.«

»Und du würdest mich am liebsten auch wieder versklaven!«

»Das ginge ohne weiteres!« sagte ich zornig.

»Du würdest es nicht wagen!«

»Bring mich nicht in Versuchung!« schäumte ich.

»Du bist zu schwach, um mich als Sklavin zu behandeln, als Frau!« sagte sie herausfordernd.

Ich packte sie an den Oberarmen und schüttelte sie. »Oh!« japste sie. »Bitte, Herr, geh sanft mit mir um!« Erschrocken blickte sie zu mir auf.

»Das Wort ›Herr‹ ging dir aber sehr leicht über die Lippen«, stellte ich fest.

Sie raffte das Gewebe um sich und senkte den Blick.

»Verzeih mir!« rief ich. »Es tut mir leid, ich habe mich wie ein Idiot benommen.«

»Ich bin eine Frau von der Erde«, sagte sie leise, »kein go-reanisches Mädchen.«

»Das weiß ich sehr wohl. Es tut mir ehrlich leid.«

»Ich weiß, du wirst mich nicht deiner Kraft unterwerfen.«

»Entschuldige, aber ich war wütend geworden.«

»Du bist ein Mann von der Erde«, sagte sie, »anständig und rücksichtsvoll, zärtlich und zuvorkommend, von dem Wunsch beseelt, einer Frau Freude zu bereiten. Du solltest dir immer vor Augen halten, daß Frauen von Männern wie dir nichts zu befürchten haben.«

»Verzeih.«

»Und künftig faßt du mich nicht mehr an!«

Wie sehr hatte ich Miß Henderson gekränkt!

»Ich werde dafür sorgen, daß ich deines Respekts würdig bin – und meiner eigenen Selbstachtung als freie Frau.«

»Bist du nicht dankbar, daß ich dich aus der Sklaverei befreit habe?«

»Sehr sogar«, erwiderte sie. »Du kannst dir ja nicht vorstellen, wie herrlich es ist, frei zu sein. Genau das wünscht sich jede Frau.«

»Du hast deine Dankbarkeit aber noch nicht sonderlich deutlich zum Ausdruck gebracht.«

»Und wie hast du dir als Mann das vorgestellt?« fragte sie schneidend.

Errötend senkte ich den Blick.

»Hast du mich gekauft, damit ich dir als schwache, dumme Frau in Dankbarkeit meine Gunst erweise?«

Ich hob den Blick nicht.

»Eine Gunst, die auf andere Weise zu erringen du zu schwach warst.«

»Es tut mir leid.«

»Aber denke nur nicht, daß ich nicht dankbar bin«, fuhr sie fort, »ich werde dich lehren, ein echter Mann zu sein, rücksichtsvoll und umgänglich, so ungefähr.«

»Ich verstehe«, sagte ich und berührte ihre Wange mit meinen Lippen.

»Genug!« rief sie. Wieder hatten sich meine Hände um ihre Oberarme gelegt. »Du bist kräftig, Jason«, sagte sie. Ohne es zu merken, hatte ich sie von den Füßen gehoben.

»Daß du mich nie wieder mit solcher Lust anschaust!« forderte sie. »Ich bin eine Frau der Erde!«

Ich zuckte ärgerlich die Schultern.

»Es wird nicht leicht sein, dich zu einem echten Mann zu machen.«

»Ich möchte dich noch einmal küssen«, sagte ich.

»Nach dem, was da eben passiert ist, werde ich dir so schnell nicht wieder gestatten, mich zu küssen – wenn überhaupt.«

»Bitte, Beverly!«

»Es war ein anstrengender Tag, ich habe Kopfschmerzen«, sagte sie. »Außerdem müssen wir noch die Trennung des Zimmers arrangieren. Und morgen mußt du früh aufstehen und mir Kleidung kaufen und zum Markt gehen. Anschließend gilt es Arbeit zu finden.«

»Ja, Beverly«, sagte ich und folgte ihr in die Schänke.

»Ich nehme die da mit in die Nische«, sagte ich zu Tasdron und warf einen kleinen Tarsk auf den fleckigen Tresen.

»Sie gehört dir«, erwiderte der Wirt und wischte mit einem weichen, großen Tuch einen Pagakelch aus.

Ich marschierte durch Tasdrons Taverne und betrat die Nische. Das blonde Mädchen erwartete mich bereits.

»Herr?« fragte sie.

»Erinnerst du dich an mich?« fragte ich. »Erinnerst du dich, daß ich in dieser Taverne verschiedene Herausforderungen zum Kampf ausgesprochen habe und dann von dem Piraten Kliomenes bedroht wurde? Woraufhin dann Callimachus zu meiner Rettung einschritt?«

»Ja, Herr«, erwiderte sie. »Ich war hier. Ich erinnere mich. Callimachus aus Port Cos.«

»Er gehörte einmal der Kriegerkaste an?«

»Ich nahm es an«, meinte sie. »Die Mädchen erzählen es.«

»Hattest du mich vorher schon einmal gesehen?« fragte ich.

»Das erscheint mir kaum möglich, Herr. Ich bin doch nur eine unbedeutende Sklavin.«

»Ich hatte bei meinem letzten Besuch in der Taverne den Eindruck«, sagte ich, »als reagiertest du wie auf jemanden, den du schon einmal gesehen hattest, der dir irgendwie vertraut wäre.«

»Das stimmt«, sagte sie. »Ich hatte irgendwie den Eindruck.«

»Wie heißt du?«

»Peggy«, antwortete sie, »wenn es dem Herrn recht ist.«

»Das ist ein Erdenname«, stellte ich fest. »Kommst du vom Planeten Erde?«

»Ja, Herr.«

»Erdenmädchen geben ausgezeichnete Sklavinnen ab.«

»Danke, Herr.«

»Sprichst du die Erdensprache Englisch?«

»Ja, Herr.«

»Ich beherrsche diese Sprache ebenfalls«, sagte ich. »Unterhalten wir uns darin.«

»Ja, Herr«, sagte sie auf Englisch.

»Wie lautete dein Name auf der Erde?«

»Peggy. Peggy Baxter.«

»Und wo hast du gearbeitet?«

»In einer Stadt namens New York«, antwortete sie, »als Garderobiere in einem Restaurant.«

»Ja!« rief ich. »Das ist es.«

»Herr?« fragte sie erschrocken.

»Ich hatte ebenfalls den Eindruck, dich schon einmal gesehen zu haben. Dort muß es gewesen sein.«

»Dort?«

»Du trugst schwarze Pumps, schwarze Netzstrümpfe, einen schwarzen Minirock und eine langärmelige weiße Seidenbluse. Und im Haar ein schwarzes Band.« Ich nickte. »Anscheinend war ich nicht der einzige, dem du auffielst«, fuhr ich fort. »Du wurdest jedenfalls ausgewählt, als Sklavin nach Gor gebracht zu werden.«

»Ja, Herr«, sagte sie.

»Soviel Geschmack ist zu loben«, sagte ich.

»Vielen Dank, Herr.«

»Wie lief deine Entführung ab?« wollte ich wissen.

»Ich verließ das Restaurant spät in der Nacht, nach der Arbeit«, berichtete sie. »In der Nähe wartete ein Taxi, das sich als speziell konstruiertes Entführungsfahrzeug entpuppte. Gas wurde in die Kabine geleitet. Ich verlor das Bewußtsein. Ich kam erst wieder zu mir, als ich bereits in einem Verlies auf Gor angekettet lag. Sehr schnell mußte ich erfahren, was es bedeutete, Sklavin zu sein.«

»Ich glaube, ich und eine Bekannte«, sage ich, »wurden in demselben Taxi entführt, auf dieselbe Weise.« Mir fiel ein, daß der Taxifahrer in der Garage davon gesprochen hatte, ein weiteres Opfer aufnehmen zu müssen. Zweifellos hatte

es sich dabei um die liebliche, langbeinige Miß Baxter handelt.

»Mein Herr beherrscht das Englische sehr gut«, sagte das Mädchen nervös. Unsicher bewegten sich ihre Hände.

»Wurdest du in das Haus des Andronicus nach Vonda gebracht?« fragte ich.

»Ja, und dort erhielt ich meine erste Ausbildung als Sklavin und lernte die Anfangsgründe der goreanischen Sprache. Ich wurde schließlich an einen Wirt in Tancred's Furt verkauft. Tasdron sah mich dort, und ich gefiel ihm. Er kaufte mich und brachte mich hierher, wo ich nun seinen Kragen trage.« Ihr Blick richtete sich auf mein Gesicht. »Bist du Sklavenhändler?«

»Nein.«

»Wie kommt es dann, daß der Herr Englisch spricht?«

»Es ist meine Muttersprache«, antwortete ich. »Ich wurde mehr oder weniger zufällig nach Gor gebracht, als Sklave. Später erhielt ich die Freiheit.«

»Es ist grausam von meinem Herrn, eine elende Sklavin zu verspotten«, sagte das Mädchen.

»Inwiefern verspottete ich dich?«

Sie lachte. »Du darfst nicht erwarten, daß ich dem Herrn glaube, ein Erdenmann zu sein«, sagte sie, »ich bin nicht dumm!«

»Ich wurde auf dem Planeten Erde geboren.«

»Du bist grausam.«

»Warum glaubst du mir nicht, daß ich von der Erde stamme?« fragte ich verwirrt.

»Du bist nicht pathetisch schwach«, sagte sie. »Deine Augen, sie mustern mich und sehen mich als Sklavin.«

Ich lächelte. In der Tat – sie war wunderschön.

»Die goreanischen Männer sind stark«, fuhr sie fort. »Unter ihnen gibt es keine Schwächlinge, die mit sich selbst nicht im reinen sind. Sie sind nicht hin- und hergerissen. Sie sind integer und gefaßt und stolz. Sie erkennen ihre Stellung in der wahren Ordnung der Natur. Für sie sind

Frauen echte Frauen, Sklavinnen, und sie selbst die Männer, die Herren. Wenn wir ihnen nicht gefallen, strafen oder töten sie uns. Wir lernen unseren Platz in dieser Ordnung sehr schnell einzuschätzen. Nur wo es echte Männer gibt, kann es auch echte Frauen geben.«

»Aber du bist nackt und gefesselt und hockst in einer Paga-Taverne.«

»Ich bin eine Frau«, sagte sie lächelnd, »etwas, das ich auf der Erde nie wirklich gewesen bin.«

»Ich verstehe«, sagte ich.

»Wir sind klein und schwach und zart und schön«, fuhr sie fort, »und neigen zum Nachgeben und zum Lieben und selbstlosen Dienen. Wir sehnen uns nach einem Herrn. Erst wenn wir ihn finden, finden wir auch Erfüllung. Und auf Gor«, fuhr sie fort, »blicken wir auf und sehen ihn zu unserer Überraschung vor uns stehen, die Peitsche in der Hand. Sie dulden kein Ausbrechen, die Männer. Ist es da ein Wunder, daß wir sie so sehr lieben?«

»Fürchtest du deinen Herrn auch?« fragte ich.

»Aber ja doch, denn er hat die Macht über Leben und Tod.«

»Und doch findest du ihn erregend?«

»Sehr sogar«, sagte sie, »gefühlsmäßig wie auch physisch. Ich kann nicht in die Nähe eines solchen Mannes gehen, ohne daß mir der Atem stockt und die Glieder zittern.«

»Du bist das Eigentum des Mannes.«

»Ja, voll und ganz.«

»Du bist Sklavin«, sagte ich. »Bist du glücklich?«

»Ja, sehr.«

»Warum?«

»Das Leben als Sklavin bringt meine Fraulichkeit zur vollen Blüte – und mein Herr gibt sich mit nichts weniger zufrieden. Auf Gor bin ich zum erstenmal eine ganze Frau, total erfüllt. Ich bin unglaublich glücklich.«

Als der Morgen dämmerte, lagen wir in tiefer Erschöpfung nebeneinander. Als sie noch einmal zu mir kriechen wollte, schob ich sie grob zur Seite und zog meine Tunika an. Ich mußte früh auf den Piers erscheinen, um mir Arbeit zu beschaffen.

»Sind alle Frauen solche Sklaven wie du?« fragte ich.

Sie lächelte mich aus den Fellen an. »Ja, Herr«, sagte sie.

Ich wandte mich zum Gehen.

»Herr.«

Ich drehte mich noch einmal um.

»Du hast viel gesprochen von dem Umstand, daß ich auf der Erde geboren und jetzt Sklavin bin«, sagte sie.

»Ja.«

»Es gibt da doch ein anderes Mädchen, für das du dich interessierst, nicht wahr?« fragte sie.

»Vielleicht.«

»Ist sie Sklavin?«

»Nein.« Ich hatte ihr die Freiheit gegeben.

»Dann versklave sie!«

»Sie ist anders als du.«

»Das gefällt mir nicht«, sagte das Mädchen offen.

»Warum sollte ich Sklavin sein, und sie frei?«

»Wenn sie hier wäre«, sagte ich, »würdest du vor ihr niederknien und ihr gehorchen müssen.«

Das Mädchen, das den Sklavenkragen trug, erschauerte. Sklavinnen haben große Angst vor freien Frauen. Kein Wunder – freie Frauen sind oft äußerst grausam, vielleicht weil sie die Sklavinnen um ihren Eisenreifen beneiden.

Hastig kniete das Mädchen vor mir nieder. »Ich versichere dir, sie ist ebenfalls eine Sklavin.«

»Du kennst sie nicht.«

»Vielleicht bist du es, der sie nicht kennt.«

Ich lachte.

»Reiß die Initiative an dich«, sagte sie. »Nimm ihr die Kleidung, stecke sie in den Kragen, laß sie vor dir niederknien. Du wirst es sehen!«

Lachend schlug ich mir nach goreanischer Art auf die Schenkel, so unsinnig klangen ihre Worte in bezug auf die liebliche Miß Henderson. Sie – eine Sklavin?

»Ist mit dem anderen Mädchen schwer auszukommen?« flüsterte die Sklavin. »Ist sie manchmal abweisend und unangenehm?«

»Vielleicht.«

»Geht sie dir manchmal auf die Nerven?«

»Ja.«

»Darf ich einen Vorschlag machen?« fragte sie.

»Ja.«

»Kauf dir eine Peitsche.«

12

»Vergiß nicht, daß du eine ausgehaltene Frau bist!« sagte ich.

»Ausgehaltene Frau!« rief sie.

»Ich sagte es!«

»Ich sehe mich aber nicht als ausgehaltene Frau.«

»Leider ist es genau das, was du bist«, widersprach ich.

»Wo warst du gestern abend und heute?« wollte sie wissen.

»Ich schulde dir keinen Nachweis über meine Zeit«, erwiderte ich. »Ist mein Abendessen bereit?«

»Ich habe bereits gegessen, mach dir selbst etwas.«

»Das Haus ist schmutzig«, stellte ich fest.

»Solche Arbeiten sind nichts für mich. Wenn du Wert auf Sauberkeit legst, kauf dir eine Sklavin.«

Ich hatte ein kleines Haus gemietet, das einige Querstraßen von den Hafenpiers entfernt lag. Es war klein, aber fest gebaut, wie die meisten goreanischen Häuser, und verfügte über ein Obergeschoß. Bei dem geringen Lohn, den ich auf den Piers erhielt, war es ein wenig teuer für mich, doch an-

dererseits nicht unpraktisch. Oben gab es zwei Schlafzimmer, unten eine Halle, ein Wohnzimmer und eine Küche. Miß Hendersons Schlafzimmer hatte eine Veranda, von der man auf einen kleinen, von einer hohen Mauer umschlossenen Garten blicken konnte.

»Möchtest du lieber wieder in eine Taverne ziehen?«

»Das Haus ist nicht unschön«, erwiderte sie. »Aber es enthält einige beunruhigende Dinge.«

»Und die wären?« In Anbetracht meiner Vermögenslage hielt ich das Haus für ausgesprochen hübsch.

»Am Fuß meiner Schlafcouch hängt ein schwerer Eisenring.«

»Ein Sklavenring«, erklärte ich. »Den Zweck kennst du sicher.«

»Ebenso mißfällt mir der Sklavenkäfig im Vorflur.«

Ich zuckte die Achseln. »Es ist ein goreanisches Haus.«

»Wieviel Geld hast du heute verdient?« wollte sie wissen.

Der Betrag war von Tag zu Tag verschieden, je nach Arbeitsanfall und Art der Arbeit.

»Das geht dich nichts an.«

Ihre Schultern verkrampften sich unter der Verhüllungsrobe, und ihre Augen blitzten zornig über dem Rand des Hausschleiers, unter dem ich vage die Umrisse von Lippen und Mund ausmachen konnte.

»Du hast nichts vom Markt mitgebracht«, stellte sie fest. »Dementsprechend habe ich für dich nur sehr wenig zu essen im Haus.«

»Warst du nicht einkaufen?« fragte ich. »Ich habe dir Geld gegeben.«

»Mir war nicht danach.«

»Dann esse ich auswärts.«

»Das ist aber teuer. Wir haben noch Brot und Trockenfleisch.«

»Ich esse auswärts!«

»Die Mädchen in den Paga-Tavernen sind hübsch, nicht wahr?« fragte sie spitz.

»Das müssen sie auch, sonst würden sie für ihre Herren nicht viel Geld verdienen.«

»Ich habe gehört, daß solche Mädchen ›heißblütig‹ sind.«

»Stimmt.«

»Und wenn sie mal nicht in Stimmung wären?«

»Sie wissen es besser, sich solche Launen nicht zu leisten«, erwiderte ich.

»Ich bin müde«, sagte sie und zog die Robe um ihren Körper zusammen. »Ich gehe nach oben.«

»Laß den Riegel deiner Tür offen«, befahl ich. Sie hatte sich bisher eingeschlossen, was mich störte.

»Es ist mein Schlafzimmer«, stellte sie fest.

»Ich aber bin der Hauptmieter dieses Hauses – nur weil ich damit einverstanden bin, ist der Raum dein Schlafzimmer.«

»Natürlich«, sagte sie abweisend, »ich bin ja deine ausgehaltene Frau!«

»Du kannst jederzeit gehen«, sagte ich. »Verkauf dich an einen impotenten Herrn.«

Mit zornigem Blick wandte sie sich ab und erstieg die Treppe.

Ich lauschte und hörte, wie sie die Tür schloß und den eisernen Riegel vorlegte.

Mit untergeschlagenen Beinen saß ich hinter dem kleinen Küchentisch. Dann erhob ich mich, ging zur Speisekiste, nahm Brot und Trockenfleisch heraus und begann langsam zu kauen. Als ich mit der Mahlzeit fertig war, wischte ich mir den Mund und ging zur Treppe.

Miß Henderson schrie abrupt auf und raffte das Bettzeug um sich zusammen.

Ich stand auf der Schwelle; die Tür hing schief in den Angeln. Der Riegel war mitsamt der Halterung aus der Wand gerissen worden.

Sie kroch auf dem Bett rückwärts gegen die Wand. »Tu mir nichts«, flehte sie. »Ich hätte auch bestimmt die Tür geöffnet!«

Ich trat mit großen Schritten auf sie zu. »Eine Sklavin könnte für eine solche Lüge ihr Leben verlieren«, sagte ich.

Ich riß ihr das dünne Gewand vom Leib.

»Verschwinde aus meinem Schlafzimmer!« rief sie schluchzend.

»Sei froh, daß ich dich nicht zwingen, heute nacht deinen Unterhalt zu verdienen!« sagte ich. »Zwischen einem Mann und seiner ausgehaltenen Frau hat es keinen Riegel zu geben – es sei denn, er bestimmt es so. Für heute nacht ist dies nicht dein Schlafzimmer – du schläfst unten im Sklavenkäfig!«

Ich packte sie an den Haaren und schleppte sie zur Tür.

13

Zur fünften Ahn kehrte ich ins Haus zurück. In der Taverne des Cleanthes hatte ich ein wenig geschlafen. In Victoria besuchte ich verschiedene Tavernen, von denen es in der Stadt mehrere gab. Gewissermaßen hatte jede ihre Reize. Alles in allem war ich aber am liebsten bei Tasdrön zu Gast, bei dem die frühere Peggy Baxter ihre Sklavendienste verrichtete.

Ich entzündete eine kleine Tharlarionöl-Lampe im Flur und holte das Mädchen aus dem Käfig.

»Ich friere und habe Hunger«, sagte sie.

»In der Küche gibt es zu essen – Brot und Trockenfleisch. Auch liegt dort Geld. Du könntest heute auf den Markt gehen. Hast du geschlafen?«

»Nein«, sagte sie.

»Ich muß zum Anheuern in den Hafen«, sagte ich.

»Du stinkst nach Paga-Taverne«, sagte sie.

Ich wandte mich ab und legte meinen Geldbeutel fort. Normalerweise nahm ich ihn nicht mit zum Hafen.

»Waren die Mädchen hübsch?« fragte sie.

»Ja.«

»So hübsch wie ich?«

»Ich nehme es an«, erwiderte ich. »Einige jedenfalls.«

»Hast du dich gut amüsiert?«

»Ja.« Ich ging zu einem Wassereimer in der Ecke des Zimmers, nahm den Deckel ab, schöpfte mit einer Kelle Wasser und wusch mir Hände und Gesicht.

»Ist in der Taverne etwas Ungewöhnliches vorgefallen?« wollte sie wissen.

»Es sind Wächter aus Ar-Station in Victoria«, sagte ich.

»Und was wollen sie hier?«

»Hast du schon von dem Topas erzählen hören?« fragte ich.

»Ja, Leute auf dem Markt sprachen davon.«

»Es ist ein Symbol der Verpflichtung, das anscheinend unter Flußpiraten üblich ist, wenn sie sich für massive Aktionen zusammenfinden.«

»Die Männer aus Ar-Station suchen nach dem Topas?« fragte sie.

»Ja.«

»Sie fürchten, daß ihr Posten angegriffen wird.«

»Ja«, bestätigte ich und trocknete mir das Gesicht mit einem Handtuch. »Und sollte Ar-Station vernichtet werden, wäre der östliche Teil des Flusses zwischen Tafa und Lara den Piraten mehr oder weniger hilflos ausgeliefert.«

»Und als nächstes käme Port Cos an die Reihe?« fragte sie.

»So etwas vermutet man.«

»Haben die Wächter aus Ar-Station den Topas denn nun gefunden?« fragte sie.

»Meines Wissens nicht«, sagte ich. »Ich und andere wurden vor der Taverne des Cleanthes angehalten. Später wurden alle Gäste der Taverne durchsucht, mit Ausnahme derjenigen, die sich die Wächter vor kurzer Zeit schon draußen vorgenommen hatten.«

»Du wurdest also kein zweitesmal durchsucht?« fragte sie.

»Nein. Es waren dieselben Männer, die die Kontrolle in der Schänke durchführten.«

»Sollte der Topas die Festung des Policrates erreichen«, sagte sie, »wäre der Weg frei für die Vereinigung der Piratenstreitkräfte aus Ost und West.«

»Vielleicht ist der Stein längst in der Festung des Policrates«, sagte ich.

»Bestimmt werden alle Zufahrtsstraßen zu einer solchen Zitadelle überwacht.«

»Wirkungsvoll läßt sich so etwas nur durchführen«, meinte ich, »wenn man eine große Zahl von Leuten einsetzt. Ich glaube, ein umsichtiger Kurier hätte keine Mühe, die Zitadelle zu erreichen.«

»Welche Hoffnung besteht dann für jene, die den Topas von Policrates fernhalten wollen?«

»Man macht sich Hoffnung, den Kurier abzufangen, ehe er in die Zitadelle gelangt.«

»Eine Hoffnung, die auf schwachen Beinen steht.«

»Da bin ich ganz deiner Meinung.«

»Ich möchte nicht im Besitz des Steines sein«, sagte sie.

»Ich auch nicht«, erwiderte ich lächelnd.

»Du hast mich letzte Nacht in den Käfig gesteckt«, sagte sie.

»Das ist mir nicht fremd.«

»Ich werde die Tür zwischen uns nicht mehr verschließen.«

»Das würde ich dir auch raten.«

Sie trat dicht vor mich hin. Ich mußte mich beherrschen, um sie nicht an mich zu reißen.

»Jason«, sagte sie.

»Ja?«

Sie zog ihre Robe herab, bis ein Stück Schulter frei war.

»Ich bin bereit, meinen Unterhalt zu verdienen«, sagte sie.

»Du sprichst wie eine Sklavin«, sagte ich tadelnd.

»Sklavinnen verdienen sich nicht ihren Unterhalt«, sagte sie. »Sie tun, was ihnen befohlen wird.«

»Ich frage mich, ob du eine gute Sklavin abgeben würdest.«

»Versklave mich!« sagte sie. »Dann siehst du es.«

»Du bist eine Frau der Erde.«

»Auf dieser Welt werden viele Erdenfrauen als absolute Sklavinnen gehalten.«

Ich blickte sie an.

Plötzlich kniete sie vor mir nieder. »Versklave mich!« flehte sie. »Ich werde dir eine gute Dienerin sein!«

»Steh auf!« forderte ich verwirrt. »Du bist eine Erdenfrau. Muß ich ausgerechnet dir, einer kleinen Feministin, beibringen, wie sich eine echte Person verhält.«

»Wir sind hier nicht auf der Erde, sondern auf Gor. Solche Dinge habe ich hinter mir gelassen. Ich habe zuviel dazugelernt.«

»Steh auf!«

»Auf Gor brauche ich mich nicht mehr zu verstellen. Hier brauche ich keine Marionette enger Moralbegriffe mehr zu sein. Hier bin ich endlich frei, mich als Frau auszuleben.«

»Steh auf!« brüllte ich.

»Erfülle meine Bedürfnisse, bitte!« flehte sie.

»Du mußt so tun, als hättest du sie nicht!«

»Wir sind hier nicht auf der Erde!« wiederholte sie. »Warum sollte ich mich nach den dortigen Vorstellungen richten?«

»Geh auf dein Zimmer, Miß Henderson!« sagte ich.

»Und soll ich mich dort ausziehen und auf dich warten?«

»Nein.«

»Ein Mädchen ist wahrhaft sicher in deiner Gesellschaft!« bemerkte sie sarkastisch.

Ich schwieg.

»Benimmst du dich gegenüber den Dirnen in den Paga-Tavernen ebenso?« fragte sie.

»Die sind anders«, entgegnete ich. »Die sind Sklavinnen.« Und fügte mißgestimmt hinzu: »Und nichts anderes!«

»Ich verstehe«, sagte sie. »Ich beneide die elenden Kreaturen.«

»Du bist eine Frau von der Erde«, sagte ich. »Ich habe nicht die Absicht, dich zu mißbrauchen.«

»Dafür bin ich dir dankbar, Aushalter!« sagte sie spöttisch.

Ärgerlich beugte ich mich über meinen Beutel. Ich wollte mir Geld herausnehmen, um es im Saum meiner Tunika zu verstecken – eine Angewohnheit, die unter den Arbeitern Gors weit verbreitet ist.

»Was ist los?« fragte das Mädchen hinter mir.

»Das hier hatte ich vorhin noch nicht«, sagte ich und zog etwas aus meinem Beutel.

»Was ist es?« fragte sie.

Langsam drehte ich den Gegenstand in der Hand hin und her. Es war das Bruchstück eines geschliffenen Steins, Teil eines großen rechteckigen Juwels mit eingeschliffenen schrägen Facetten. Das Gebilde war etwa faustgroß, gelblich und mit einer komplizierten, ungewöhnlichen bräunlichen Verfärbung an der Stelle, wo es offenbar aus einem größeren Gebilde herausgebrochen worden war.

»Was ist das?« fragte sie.

»Ich weiß es nicht genau«, sagte ich. »Ich glaube, ein Topas.«

14

Ich ging noch einmal nach draußen und brachte die anderen Dinge ins Haus, die ich hier und dort in Victoria erstanden hatte. Dann verriegelte ich die Tür.

»Wer ist da?« rief Miß Henderson von oben.

»Jason«, antwortete ich. Die Sklavin zählte nicht.

»Wer ist das?« fragte Miß Henderson, die oben am Treppenabsatz erschienen war.

»Liegt das nicht auf der Hand?« fragte ich. »Eine Sklavin. Ich nenne sie Lola.« Dies schien mir angemessen, da sie diesen Namen im Haus des Andronicus getragen hatte.

»Wer ist sie?« fragte Lola. Ich lächelte. Vor einem Goreaner hätte die Sklavin nicht so offen sprechen dürfen.

Bestürzt stand Miß Henderson oben an der Treppe.

»Sie ist hübsch«, sagte Lola, »und wohnt in deinem Haus. Trotzdem trägt sie keinen Kragen. Wie ich sehe, hast du dich seit damals im Haus des Andronicus nicht verändert, Jason.«

»Unverschämte Sklavin!« rief Miß Henderson.

Lola hatte mich mit meinem Namen angesprochen; dafür hatte sie eine Bestrafung verdient.

»Es muß eingekauft werden«, sagte ich zu Miß Henderson. »Kümmere dich darum.«

»Ich will nicht!«

»Kümmere dich darum!« wiederholte ich.

»Ja, Jason«, sagte sie zornig, kam die Treppe herab, holte Geld aus der Küche und verließ das Haus. Ich verriegelte die Tür wieder hinter ihr.

Lola blickte mich an. »Wenigstens werde ich hier ein schönes Sklavenleben haben«, sagte sie.

Ich hatte sie während meiner Mittagspause gefunden, während ich beiläufig durch die Hafenmärkte wanderte, in denen billige Mädchen zum Verkauf kamen. Zehn Kupfertarsks hatte sie mich gekostet. Anschließend hatte ich mir den aufgelaufenen Lohn auszahlen lassen und den Nachmittag frei genommen, wofür mein Chef und die anderen Arbeiter großes Verständnis zeigten. Auf dem Rückweg erstand ich noch Sklaventunika, Sklavenkragen und Ketten – und das alles in doppelter Ausfertigung, ohne daß ich einen Grund dafür hätte angeben können.

Ich schnalzte mit den Fingern, und gehorsam eilte die Sklavin herbei, um abzuräumen.

»Eine wirklich unterwürfige Dirne«, sagte Miß Henderson, die auf der anderen Seite des Tisches kniete.

Lola hob den Blick nicht.

»Ziemlich verändert seit heute nachmittag, als du sie ins Haus brachtest«, fuhr sie fort. »Was hast du mit ihr angestellt?«

»Sie daran erinnert, daß sie Sklavin ist«, antwortete ich.

»Ich verstehe«, sagte Miß Henderson.

Lola erhob sich und brachte auf nackten Sohlen das Geschirr in die Küche.

»Ihre Tunika hat keine Ärmel und ist zu kurz«, bemerkte Miß Henderson.

»Es gefällt mir so.«

»Selbstverständlich. Sie gehört ja dir.«

Am nächsten Morgen kniete Lola im Sklavenkäfig und blickte zu mir auf. »Du bist doch ganz anders als früher«, sagte sie.

Ich zuckte die Achseln.

Schüchtern streckte sie den Arm zwischen den Gitterstäben hindurch und berührte mich. »Wirst du bald wieder dein Vergnügen bei mir suchen?« wollte sie wissen.

»Vielleicht.«

»Ich bin froh, daß du mich gekauft hast«, flüsterte sie. »Ich will versuchen, dir gut zu dienen.«

»Bilde dir nicht ein, daß du es hier leicht hast«, sagte ich warnend. »Wir haben eine freie Frau im Haus.«

»Ich werde ihr gehorchen«, sagte Lola, »als vollkommene Sklavin.«

»Aber vergiß nicht, daß du mir gehörst, und nicht ihr.«

»Das werde ich nicht vergessen«, sagte sie lächelnd, küßte ihre Fingerspitzen, streckte die Hand durch die Gitterstäbe

und berührte mich an der Hüfte. »Ich weiß sehr wohl, wer mein Herr ist.«

»Du bist ein hübsches Ding, Lola«, sagte Miß Henderson nach dem Essen. Schwarzer Wein stand auf dem Tisch.

»Danke Herrin«, antwortete Lola mit gesenktem Kopf.

»Die Männer finden dich bestimmt attraktiv«, sagte Miß Henderson.

»Möglich«, antwortete Lola, »einige zumindest.« Ich lächelte vor mich hin. Der Mann, der Lola nicht anziehend fand, mußte schon ziemlich ausgetrocknet sein.

»Wie lange bist du schon Sklavin?« wollte Miß Henderson wissen.

»Vier Jahre, Herrin.«

»Hast du in dieser Zeit mehrere Herren gehabt?«

»Ja, Herrin.«

»Hast du ihnen als Sklavin gedient?«

»Ja, Herrin.«

»Voll und ganz?«

Lola senkte den Kopf noch mehr. »Ja, Herrin«, flüsterte sie.

»Genießt du es, die Hand deiner Herrin am Körper zu spüren?« fragte Miß Henderson.

»Ja, Herrin.«

»Wie ich sehe, bist du eine echte Sklavin.«

»Ja, Herrin.«

»Übrigens«, sagte ich zu Miß Henderson, »ich möchte, daß du deine Sachen aus dem großen Schlafzimmer schaffst.«

»Es ist mein Schlafzimmer!« rief sie.

»Nicht mehr. Jetzt nehme ich es. Es ist größer. Und es hat die Veranda, und man kann von dort den Garten und den Himmel sehen. Ich bin der Mieter des Hauses, ich nehme das Zimmer.«

»Nein!« sagte sie.

»Außerdem steht in dem Zimmer die große Couch mit dem Sklavenring am Fußende.«

»Ich verstehe«, sagte Miß Henderson und warf einen zornigen Blick auf Lola. Dann sprang sie auf und eilte zornig nach oben.

Genußvoll trank ich meinen schwarzen Wein aus. Als ich fertig war, hieß ich Lola abräumen und sich um die Küchenarbeit zu kümmern.

Einige Zeit später ging ich nach oben. Miß Henderson hatte das Zimmer ausgeräumt und saß in ihrem neuen Raum am Fußende der Couch. Ich holte meine Sachen aus diesem Zimmer und brachte sie in den großen Schlafraum. Von dort trat ich auf die Veranda hinaus und betrachtete den prächtigen Himmel. Als ich wieder nach unten ging, begegnete ich Miß Henderson, die ebenfalls nach unten wollte.

»Du scheinst erzürnt zu sein«, sagte ich.

»Nein.«

»Warum gehst du nach unten?«

»Um die Sklavin zu beaufsichtigen«, sagte sie. »Mädchen dieser Art sind faul und tun nichts, wenn man sie nicht im Auge behält.«

Ich trat zur Seite und ließ sie vorgehen. Sie war eine freie Frau, eine Frau von der Erde. Sie war keine Sklavin, die ihrem Herzen zu folgen hatte.

»Komm zu mir, Lola!« sagte ich.

Es war früher Abend. Miß Henderson und ich lagen ausgestreckt im Wohnzimmer und genossen einen turianischen Likör.

»Du kannst unmöglich wütend sein«, sagte ich zu Miß Henderson, »daß ich sie gekauft habe.« Ich drehte Lola, die neben mir stehengeblieben war, zur Seite und streichelte ihr das Bein. »Schau dir ihre Schenkel an und die verlockenden Rundungen ihres Körpers, ihre Brüste und Schultern, und ihren Hals, der meinen Kragen trägt.«

»Ja«, sagte Miß Henderson gepreßt, »du hast mit ihr wirklich einen guten Kauf gemacht!«

»Wenn du heute mit der Arbeit fertig bist, Lola«, sagte ich, »gehst du wieder nach oben und erwartest mich.«

»Ja, Herr«, sagte sie und eilte in die Küche.

»Findest du sie schöner als mich?« fragte Miß Henderson mürrisch.

»Sie ist sehr schön«, entgegnete ich, »aber sicher nicht schöner als du. Du bist wirklich schön.«

»Und doch kniet sie an deinem Lager und nicht ich.«

Ich knirschte mit den Zähnen und verdrängte hastig die Vorstellung, Miß Henderson könnte nackt in meinen Fellen liegen. Sie war die attraktivste Frau, die ich je gekannt hatte.

»Du bist eine freie Frau«, sagte ich.

»Vielleicht gäbe ich eine gute Sklavin ab.«

»Ich habe dir Respekt gezollt, ich habe dir die Freiheit gegeben. Und Geld. Nichts habe ich dir verweigert. Trotzdem bist du unzufrieden.«

»Eins hast du mir verweigert.«

»Und das wäre?«

»Den Sklavenkragen.«

»Geh auf dein Zimmer«, sagte ich.

»Natürlich«, sagte sie, »ich möchte dich auch nicht länger von deiner Dirne fernhalten.«

Ich folgte ihr die Treppe hinauf und betrat mein Zimmer. Die Tür verriegelte ich hinter mir.

Lola kniete nackt vor der Couch. »Ich bin bereit, dir Vergnügen zu schenken, Herr«, sagte sie lächelnd.

Die Tür stand offen.

Ich war früh aus dem Hafen zurückgekehrt. Es hatte nur wenig Arbeit gegeben.

Daß die Tür offen war, machte mir Sorgen.

»Lola!« rief ich und trat über die Schwelle. »Lola!«

Ich hörte ein leises Jammern, gedämpft, beinahe unhörbar.

Ich lief zum Sklavenkäfig, der links im Vorflur stand. Lola hockte gefesselt und geknebelt darin.

Der Schlüssel lag in der Nähe. Ich öffnete den Käfig, hob das Mädchen heraus und befreite es von dem dicken Knebel.

»Die Herrin«, sagte sie. »Sie ist oben.«

Ich sah mich um. Im Haus herrschte ein unbeschreibliches Durcheinander, alles war durchwühlt worden. Kreuz und quer lag die Einrichtung herum. Mein Geldbeutel, den ich zu Hause gelassen hatte, war auf dem Boden ausgeleert worden.

»Wer hat das getan?« fragte ich.

»Ein Mann«, antwortete die Sklavin. »Ein großer Mann. Er trug eine purpurne Maske.«

»Ist er noch im Haus?«

»Nein«, japste sie.

»Was wollte er?«

»Ich weiß es nicht, Herr.«

Nachdem ich auch Lolas Fesseln gelöst hatte, eilte ich nach oben. Miß Henderson lag im großen Schlafzimmer auf der Couch. Sie blickte mich kummervoll an. Man hatte sie wie eine Sklavin gefesselt. Ihr Körper wies blaue Flecken auf.

Meine Habe war durchsucht und überall verstreut worden.

Lola, die inzwischen ihre Sklaventunika angezogen hatte, erschien an der Tür. »Die Herrin war ganz arglos«, sagte sie,

»und öffnete. Der Mann drängte sich ins Haus und hielt ihr sofort ein Messer an die Kehle. ›Nicht fliehen oder schreien!‹ sagte er, ›sonst stirbt deine Herrin. Bring Tücher und Fesselschnur.‹ Ich gehorchte, und er fesselte uns.«

Zornig musterte ich Miß Henderson. Wie töricht von ihr, gedankenlos die Tür zu öffnen!

Sie bäumte sich in ihren Fesseln auf.

»Soll ich sie losbinden, Herr?« fragte Lola.

»Nein«, sagte ich aufgebracht.

Ich schaute kurz in Miß Hendersons Schlafzimmer, das ebenfalls von oben bis unten völlig durchwühlt worden war.

»Die Küche ist sicher ebenfalls verwüstet«, sagte ich zu Lola, als ich in das große Schlafzimmer zurückkehrte.

»Ja.«

»Was hat er mitgenommen?«

»Soweit ich weiß, nichts.«

»Geh in die Küche, Lola«, befahl ich, »und mach Ordnung.«

»Ja, Herr«, antwortete sie.

Ich schloß die Tür hinter ihr. Ich hatte keinen Zweifel, worauf es der Besucher abgesehen hatte.

Miß Henderson wimmerte.

»Wie dumm von dir, die Tür zu öffnen, ohne die Identität deines Besuchers zu kennen!« sagte ich.

Tränen schossen ihr in die Augen, die mich zugleich zornig ansahen.

»Aber zumindest bist du ein hübscher kleiner Dummkopf«, fuhr ich fort.

Zornig drehte sie sich in den Fesseln.

Ich kniete mich auf die Couch und nahm ihr vorsichtig den Knebel ab. »Der Mann versteht sein Handwerk«, sagte ich. »Offenbar weiß er, wie man Gefangene behandelt.«

»Nachdem er mich nach oben gebracht und gefesselt hatte, ist er über mich hergefallen. Er hat mich dazu gebracht, ihn darum anzuflehen!«

»Du machst dich gut so! Wie eine Sklavin liegst du gefesselt vor mir.«

Sie bäumte sich hilflos auf. »Bitte mach mich los!«

Ich schaute sie an.

»Der Topas ist fort«, bemerkte sie.

»Sprich leise!« befahl ich. »Lola ist Sklavin. Sie braucht von dem Topas nichts zu wissen.«

»Er ist fort«, sagte sie leise.

»Ach?«

»Ich war so verängstigt, daß ich ihm sofort sagte, wo er ist.« Wütend blickte sie mich an. »Und trotz meiner Mithilfe nannte er mich dann ›Sklavin‹ und unterwarf mich seinem Willen!«

»Welches Versteck hattest du ihm denn angegeben?« fragte ich.

»Deinen Geldbeutel, der unten lag. Dort bewahrtest du ihn doch auf.«

»Dort war der Stein seit Tagen nicht mehr.«

»Wo ist er denn?«

»An einem anderen Ort.«

Sie musterte mich stumm.

»Dein Glück, daß er dich wie eine Sklavin behandelt hat. Hätte er dich für eine freie Frau gehalten, wäre er vielleicht wieder nach oben gekommen, um dir die Kehle durchzuschneiden. Er vermutete wohl, daß du als Sklavin nicht genau wissen konntest, wo ein so wertvoller Gegenstand aufbewahrt wurde. Jedenfalls hat er den Topas nicht gefunden - sonst hätte er das Haus auch nicht völlig durchwühlt.«

»Ich dachte, er hätte ihn«, sagte Miß Henderson. »Auf den Gedanken, daß du mir das neue Versteck nicht verraten würdest, bin ich nicht gekommen.«

Ich zuckte die Achseln.

»Und indem du mich nicht in dein Vertrauen zogst, hast du mich wie eine Sklavin behandelt, nicht wahr, Jason?«

»Damit habe ich dir vielleicht das Leben gerettet.«

»Ich verstehe«, sagte sie zornig.

»Außerdem lag auf der Hand, daß du das Versteck des Topases sofort verraten hättest, davon ging ich jedenfalls aus. Aber es ist wichtig, daß er Policrates nicht in die Hände fällt. Wenn das nämlich geschähe, würden die Hauptstreitkräfte der Piraten am östlichen Vosk zumindest vorübergehend mit denen des Westens vereinigt werden. Das muß möglichst verhindert werden. Da du das Versteck des Topases nicht kanntest, konntest du es logischerweise nicht verraten, es sei denn, du wärest zufällig darauf gestoßen. Je weniger Leute das Versteck kennen, desto besser.«

»Wo ist der Topas, Jason?«

»Ich möchte es dir nicht sagen.«

»Ausgezeichnet«, sagte sie, »du läßt deine Sklavinnen im dunkeln tappen.«

»Verwechsle dich nicht mit einer Sklavin, Miß Henderson«, sagte ich. »Wärest du meine Sklavin, würdest du das ganz deutlich spüren.«

»Da bin ich nicht so sicher. Darf ich fragen, wie lang ich hier noch so gefesselt leiden muß?«

»Eine oder zwei Ahn«, antwortete ich. »Ich lasse von Lola wieder Ordnung machen. Wenn sie fertig ist, wirst du losgebunden und kannst auf dein Zimmer gehen. Morgen darfst du wieder nach unten kommen.«

»Jason«, sagte sie.

»Ja?«

»Ich habe mich dem Mann hingegeben«, sagte sie.

»Als Sklavin?«

»Ja – bin ich denn nun immer noch keine Sklavin?«

»Vielleicht.«

»Dir werde ich niemals wonnevoll erliegen!« sagte sie aufgebracht. »Du kannst mich nicht dazu zwingen!«

Ich lächelte – war sie keine Frau? Dann schlug ich mir solche Gedanken aus dem Kopf. Sie war Miß Beverly Henderson von der Erde. Leise schloß ich die Tür hinter mir.

»Ich hasse dich!« rief sie mir nach.

»Lola!« rief ich. »Lola!«

Es war ein langer Tag auf den Hafenpiers gewesen. Ich freute mich auf die Fürsorge der hübschen kleinen Sklavin.

»Lola!« rief ich.

Wo war sie? Sie hätte längst zu mir eilen und fröhlich vor mir knien müssen.

»Lola!« Allmählich wurde ich böse. Wurde das Mädchen nachlässig? Vielleicht mußte sie an ihre Pflichten erinnert werden.

»Sie ist nicht hier«, sagte Miß Henderson leichthin.

»Du hast sie Einkaufen geschickt?«

»Nein.«

»Wo ist sie dann?« fragte ich. »Du weißt, ich habe sie gern um mich, wenn ich nach Hause komme.«

»Sie ist nicht hier«, antwortete Miß Henderson ausweichend.

»Wo?«

»Sie war eine ärmliche Sklavin«, sagte Miß Henderson. »Sie war faul. Ihre Arbeit war nicht zufriedenstellend.«

»Wo ist sie?«

»Ich war unzufrieden mit ihr.«

»Wo ist sie?«

»Ich habe sie verkauft!«

Ungläubig starrte ich sie an.

»Ihre Arbeit war nicht zufriedenstellend«, wiederholte sie. »Ich befahl ihr, sich fesseln zu lassen, was sie als Sklavin nicht ablehnen konnte. Ich führte sie daraufhin zum Hafen, wo ich sie verkaufte.«

»An welchen Händler?« fragte ich zornig.

»Nach dem Namen habe ich nicht gefragt.«

»Auf welchem Kai war der Markt?«

»Ich habe zwei Kupfer-Tarsks für sie bekommen.«

»Der Markt stand auf welchem Kai?«

»Wenn du willst, gebe ich dir die beiden Kupfer-Tarsks.«

»Auf welchem Kai!«

»Ich habe nicht darauf geachtet«, sagte sie. »Sicher ist sie längst weiterverkauft worden, Jason! Laß mich los!«

Ich hatte sie grob an den Armen gepackt und hob sie beinahe von den Füßen.

»Es stand dir nicht zu, sie zu verkaufen!« sagte ich.

»Sie arbeitete nicht gut«, antwortete sie. »Ich habe Anteil an diesem Haushalt.«

»Es stand dir trotzdem nicht zu!«

»Ich gebe dir die beiden Münzen«, sagte sie. »Wir können uns eine andere Arbeitssklavin kaufen, eine bessere Arbeiterin, mit der wir beide zufrieden sind.«

»Lola hat vorzüglich gearbeitet«, sagte ich.

»Ich mochte sie nicht. – Jason!«

Ich hatte sie wütend quer durch das Zimmer geschleudert.

»Vorsicht! Ich bin frei!«

»Du hattest nicht das Recht, sie zu verkaufen!«

»Ich bin frei. Ich tue, was mir gefällt!«

Aufgebracht starrte ich sie an. Dann wandte ich mich ab.

»Wohin gehst du?« fragte sie.

»Zum Hafen.«

»Sie ist bestimmt längst verkauft!« rief sie. »Du wirst sie niemals finden!«

»Wann hast du sie zum Verkauf gebracht?«

»Heute früh, kurz nach deinem Weggang.«

»Du hast dir das gut überlegt.«

»Du wirst sie niemals finden!«

Zornig verließ ich das Haus und knallte die Tür hinter mir zu. Dann begann ich in Richtung Hafen zu laufen.

Ich hing in den Seilen. Mein Rücken schmerzte von den Peitschenhieben, die ich empfangen hatte.

»Soweit wir feststellen können«, sagte der Wächter aus Port Cos, »weiß er nichts über den Verbleib des Topases.«

»Ich bürgе für ihn«, sagte Tasdron. »Er ist ein ehrlicher Arbeiter, überall im Hafen bekannt. Er ist schon wochenlang in Victoria.«

Als ich Tasdrons Taverne verließ, wo ich bei Peggy Trost gesucht hatte wegen des Verlustes meiner Sklavin, hatte ich plötzlich einer Gruppe Wächter gegenübergestanden, die die Livree von Port Cos trugen. Mehrere Armbrüste waren auf mich gerichtet.

»Laß die Hände von den Waffen!« hatte man mir befohlen. »Leiste keinen Widerstand!«

»Ist er das?« hatte der Anführer der Wächter gefragt.

»Ja«, hatte Miß Henderson gesagt.

»Du bist verhaftet«, hatte der Offizier mir daraufhin verkündet.

»Wessen werde ich beschuldigt?« wollte ich wissen.

»Landstreicherei!«

»Das ist absurd!«

»Deine Unschuld, wenn du denn unschuldig bist, kann sich später noch erweisen.«

»Wir sind hier in Victoria«, stellte ich fest.

»Die Macht von Port Cos begleitet seine Soldaten, wohin sie auch gehen«, antwortete der Mann. »Fesselt ihn.«

Man hatte mir die Hände auf dem Rücken zusammengebunden.

»Ich bin fertig mit dir, Jason«, sagte Miß Henderson. Dann hatte sie sich dem Anführer der Wächter zugewandt. »Und jetzt meine Bezahlung.«

»Fesselt sie ebenfalls«, hatte er geantwortet. Zu ihrer Verblüffung erlitt sie dasselbe Schicksal wie ich. »Bringt sie beide ins Hauptquartier!« befahl der Anführer.

»Ich bürgе für ihn«, wiederholte Tasdron. »Er ist ein ehrlicher Arbeiter.«

»Kam er aus dem Osten oder aus dem Westen?« fragte der Wächter.

»Soweit ich weiß, aus dem Osten, aus Lara«, erwiderte Tasdron.

»Das behauptet er ebenfalls.«

»In meiner Taverne«, fuhr Tasdron fort, »geriet er mit dem Piraten Kliomenes aneinander. Er hätte leicht das Leben verlieren können. Der Kurier Ragnar Voskjards würde sich wohl kaum in eine solche Situation begeben. Außerdem scheint er sich im Schwertkampf nicht auszukennen.«

»Niemand behauptet, daß er der Kurier sei«, sagte der Wächter. »Man meint nur, daß er weiß, wo sich der Topas befindet.«

»Gibt es einen Grund für diese Vermutung?«

»Nur das Wort einer freien Frau, die er ausgehalten hat.«

»Ich verstehe«, meinte Tasdron. »Und hast du schon einmal ähnliche Situationen erlebt?«

»Viermal«, sagte der Wächter angewidert.

»Zweifellos hast du seine Wohnung durchsucht«, bemerkte Tasdron.

»Er hat ein kleines Haus. Wir haben Haus und Garten abgesucht.«

»Und was habt ihr gefunden?«

»Nichts.«

»Was hast du für einen Eindruck – ist die Frau ihm wohlgesonnen?« wollte Tasdron als nächstes wissen.

»Sie haßt ihn.«

»Und scheint sie sich für die Belohnung zu interessieren, die auf das Auffinden des Topases ausgesetzt wurde?«

»Ja. Das Geld ist ihr anscheinend sehr wichtig.«

»Zehn Silber-Tarsks – das ist eine beträchtliche Summe«, meinte Tasdron. »Die Wächter aus Ar-Station, die ebenfalls in Victoria nach dem Stein suchen, bieten nur sechs Silber-Tarsks.«

»Schneidet ihn los«, befahl der Anführer der Wächter.

Als die Fesseln meiner Handgelenke durchgeschnitten wurden, ging ich zu Boden, ohne aber völlig von den Füßen zu sinken.

»Kräftig ist er«, sagte der Anführer.

Meine Tunika war bis zur Hüfte aufgerissen. »Vielen Dank, Tasdron, daß du dich für mich verwendet hast«, sagte ich.

»Keine Ursache«, erwiderte er und verließ den Raum.

»Du kannst gehen«, sagte der Anführer der Wächter zu mir. »Deine Sachen bekommst du an der Tür zurück.«

»Hättet ihr den Topas gefunden«, fragte ich, »was wäre dann aus mir geworden?«

»Du hättest dich im günstigsten Fall auf einen lebenslangen Dienst an Bord einer Staatsgaleere freuen können, am Ruder angekettet.«

»Ich verstehe.«

»Vergiß deine Sachen nicht.«

»Schön.«

An der Tür zog ich die Tunika enger, nahm meinen Geldbeutel und den Schwertgurt samt Waffe. Neben meiner Habe kniete Miß Henderson, an Händen und Füßen gefesselt, am Körper die Robe einer freien Frau.

»Vergiß sie nicht«, sagte der Anführer der Wächter. »Sie gehört dir.«

Ich schaute auf sie nieder. Sie begegnete meinem Blick nicht.

»Männer in ähnlichen Situationen«, sagte der Wächter, »haben solche Frauen sofort auf den Sklavenmarkt gebracht.«

Ich hockte neben Miß Henderson nieder und löste ihre Fußfesseln. Dann zog ich sie hoch und befreite sie auch von den Schnüren um die Arme. Dann verließ ich das kleine Victoria-Hauptquartier der Gardisten. Sie folgte mir nach draußen. Einige Schritte von dem Gebäude entfernt, drehte ich mich zu ihr um.

»Wenn du Geld brauchtest oder besitzen wolltest«, sagte ich, »hätte ich dir welches gegeben.«

»Bleib heute nacht bei mir«, bat sie.

»Ich gehe in die Paga-Taverne.«

»Warum?«

»Dort findet man die interessanteren Frauen!«

»Warum sind Sklavinnen interessanter als freie Frauen?«

»Weil sie Sklavinnen sind, die fraulichsten aller Frauen.«

»Widerlich«, sagte sie. »Meinen Willen könnte nie ein Mann brechen.«

»So etwas sagt stets nur eine Frau, die sich danach sehnt, von einem starken Mann überwältigt zu werden.«

»Ja, überwältige mich heute nacht«, bat sie. »Mach mich zur Sklavin!«

»Du bist eine Frau der Erde.«

»Ich verstehe – zu nobel und zu fein, ganz anders als eine Sklavin.«

»Natürlich – muß ich dir das immer wieder sagen?«

»Jason«, fragte sie, »wo ist der Topas?«

»Welcher Topas?« fragte ich zurück.

Sie stieß einen zornigen Schrei aus, aber ich hatte mich schon abgewandt und machte mich auf den Heimweg.

18

»Haltet den Dieb!« rief der rundliche Mann, dem die Roben um den Leib schlackerten.

Ein fixer kleiner Bursche huschte von ihm fort, eine pralle Börse in der Hand, deren Schnur er durchgeschnitten hatte. In der Rechten schwenkte der kleine Mann einen langen Dolch.

Männer traten zur Seite, um den Dieb durchzulassen.

»Aufhalten!« rief der rundliche Mann keuchend und stolperte ungeschickt hinter dem Fliehenden her.

Einen Ballen Repfasern auf dem Rücken tragend, verfolgte ich die Szene.

Als der Fliehende in meine Nähe kam, setzte ich den Ballen ab und schob ihn ihm abrupt in den Weg. Er prallte dagegen, stolperte darüber und rollte auf den Holzdielen der Pier ab. Ich stürzte mich auf ihn. Auf dem Rücken liegend, hieb er mit der Klinge nach mir, doch ich umfaßte sein Handgelenk mit beiden Händen und zerrte ihn hoch. Die Börse ließ er dabei fallen. Zweimal wirbelte ich ihn am Handgelenk herum und schleuderte ihn, getrieben von großem Anschwung, in einen Berg Nagelfässer, die etwas seitlich gelagert waren. Sie ergossen sich über ihn. Als ich ihn wieder zu mir zerrte, war er schon ziemlich benommen und blutete auch aus einigen Wunden. Splitter steckten in seiner Tunika und in seinem Gesicht. Mit beiden Händen brach ich ihm das Handgelenk und trat das Messer zur Seite, das zu Boden fiel. Anschließend drehte ich ihn zu mir herum. Seinen Unterarm umklammernd, starrte er mich aus weit aufgerissenen Augen an. Ein Knochenstück ragte durch die Haut. Ich versetzte ihm einen energischen Tritt, und er brüllte vor Schmerzen. Ich drehte ihn um, packte ihn am Nacken, drängte ihn zum Kai, wo ich sein Fußgelenk packte und ihn kopfüber ins Wasser stürzen ließ. Er schwamm sofort zur Küste und watete gleich darauf hastig aus dem Wasser. Zweimal schrie er noch auf. Als er dann zwischen den Stützen der nächsten Pier im flachen Wasser stand, schlug er sich verzweifelt gegen die Beine, in dem Bemühen, zwei Flußaale loszuwerden, die sich festgebissen hatten. Torkelnd, breitbeinig, ging er wieder an Land.

»Wo sind die Wächter, ihn zu verhaften!« japste der Beileibte, der die Kastenfarben Weiß und Gold trug und offensichtlich Kaufmann war.

»Es gibt in Victoria keine Wächter«, sagte ich. »Zwei Kupfer-Tarsks, für jeden von euch«, sagte der Kaufmann zu zwei Hafenarbeitern in der Nähe, »wenn ihr den Kerl einfangt, fesselt und zu mir bringt.«

Hastig machten sich die beiden an die Verfolgung.

Obwohl etliche Männer herumstanden, hatte niemand den Versuch gemacht, die Börse des Kaufmanns zu stehlen, die in der Nähe lag. Die meisten Menschen, die in Victoria leben, sind ehrlich.

Einer reichte dem Kaufmann seinen Besitz zurück.

»Wie heißt du, Mann?« wandte er sich dann an mich.

»Jason.«

»Aus Victoria?«

»Hier lebe ich zur Zeit«, antwortete ich.

Der Mann lächelte. Am Fluß gibt es viele Fremde, die nicht seßhaft werden; sie kommen aus ganz Gor. »Du hast schon einmal Schwierigkeiten mit Wächtern?« fragte er.

»In Tancreds Furt und Fina – ein wenig«, sagte ich.

»Ich bin Glyco aus der Kaste der Kaufleute von Port Cos. Du bist ein mutiger Bursche. Ich bin dir dankbar für deine Hilfe.«

»Es war nichts Besonderes«, sagte ich.

Der jammernde Dieb wurde uns von den beiden Hafenarbeitern vorgeführt. Er litt große Schmerzen und konnte kaum noch stehen. Aus den Resten seines Hemdes hatte man eine Handfessel für ihn gedreht. Die Männer drückten ihren Gefangenen vor dem Kaufmann auf die Knie.

Der Dicke wandte sich zu mir um. Er nahm einen Silber-Tarsk aus dem Beutel und reichte ihn mir.

»Du brauchst mir nichts zu geben«, sagte ich. »Es war nicht weiter wichtig.«

»Nimm das Geld als Zeichen meiner Dankbarkeit.«

Ich griff zu. »Vielen Dank«, sagte ich. Einige der Umstehenden spendeten dem Mann auf goreanische Weise Beifall, indem sie sich gegen die Schultern schlugen. Er war sehr großzügig. Für die meisten Goreaner ist eine solche Münze ein großer Betrag. Meistens wird er mit hundert Kupfer-Tarsks gleichgesetzt, die in den meisten Orten jeweils zehn bis zwanzig kleine Tarsks wert sind. Zehn Silber-Tarsks machen im allgemeinen ein Goldstück aus, wie es von den gro-

ßen Städten ausgegeben wird. Allerdings muß gesagt werden, daß es in diesen Dingen nur geringe Übereinstimmung gibt, denn es hängt viel von den Realgewichten der Münzen und ihren Anteilen an Edelmetallen ab, wie sie von den amtlichen Prägestempeln ausgewiesen werden. Manchmal werden Münzen auch durchgetrennt oder abgespant. Oft kommen über bestimmte Münzen auch üble Gerüchte in Umlauf – so machen sich Münzenhändler Waagen wie Gerüchte zunutze. Eines der wichtigsten Geldstücke auf Gor ist die goldene Tarnscheibe aus Ar, auf die viele andere Städte ihre Goldstücke abstellen. Andere allgemein bekannte Münzen sind der Silber-Tarsk aus Tharna, die goldene Tarnscheibe aus Ko-ro-ba und der goldene Tarn von Port Kar, der vordringlich am westlichen Vosk verbreitet ist, in der Gegend des Tamber-Golfes und einige hundert Pasangs nördlich und südlich des Vosk-Deltas.

Nun wandte sich der Kaufmann dem Dieb zu. »Ich werde ihn nach Port Cos bringen lassen, vor die Prätores«, sagte er.

»Bitte, Herr!« flehte der Dieb. »Nicht vor die Prätores!«

»Hängst du so sehr an deinen Händen?« fragte der Kaufmann. Mir fiel auf, daß das linke Ohr des Diebes bereits eine Kerbe aufwies. Dieses Sühnezeichen stammte offensichtlich nicht aus Victoria.

»Bitte, Herr, laß Gnade walten!« flehte der Dieb.

»Er hat schon einen ziemlich miesen Tag hinter sich«, legte ich ein gutes Wort für ihn ein.

»Dann sollten wir ihm gleich die Kehle durchschneiden!« rief jemand.

Der Dieb begann zu jammern. »Nein! Nein!« flehte er.

»Was schlägst du vor?« fragte mich der Kaufmann.

»Überlaß ihn mir«, sagte ich.

»Nein, bitte, Herr!« wimmerte der Dieb.

»Er gehört dir«, entschied der Kaufmann.

Ich zerzte den Burschen hoch und schob ihm den Silber-Tarsk in den Mund, so daß er nicht sprechen konnte. »Geh

zu einem Arzt«, sagte ich, »der sich um deine Hand kümmert. Sie scheint gebrochen zu sein. Und morgen bist du nicht mehr in Victoria.« Dann drehte ich ihn um und versetzte ihm einen wohlgezielten Tritt, der ihn über den Pier stolpern ließ.

»Du mußt Wächter sein«, sagte der Kaufmann.

Die Männer blickten dem davonhumpelnden Dieb nach.

»Du bist großzügig«, sagte der Kaufmann.

»Er war keine Frau«, sagte ich. »Außerdem hat er nicht meine Börse gestohlen.«

Der Kaufmann lachte.

Ich blickte hinter dem Fliehenden her. Ich nahm nicht an, daß ehrliche Bürger Victorias von ihm noch etwas zu befürchten hatten.

»Noch etwas, Mann«, sagte der Kaufmann. »Ich bin geschäftlich in Victoria. Ich suche einen Mann aus Port Cos, einen Krieger namens Callimachus.«

Es erstaunte mich, diesen Namen zu hören. Es war der Name des Mannes, der mich vor einigen Wochen vor der Klinge des Piraten Kliomenes gerettet hatte.

»Abends trinkt er oft in der Taverne des Tasdron«, gab ich Auskunft. »Dort findest du ihn vielleicht.«

»Vielen Dank, Mann«, sagte der Kaufmann, drehte sich lächelnd um und verschwand zwischen den Kisten und Ballen auf der engen Pier.

»Habt ihr heute gar nichts zu tun?« fragte der Mann, bei dem ich an diesem Tage angestellt war.

»O doch, Herr«, sagte ich grinsend und setzte meine Arbeit fort.

»Zurück!« sagte der Pirat.

Zwei Klingen, die seine und das Schwert eines Gefährten, waren auf meine Brust gerichtet.

»Beverly!« rief ich. Meine schwitzende Hand schwebte über meinem Waffengriff.

»Keine unbedachte Bewegung!« sagte der Pirat, der als erster gesprochen hatte.

»Wer ist dieser Bursche?« fragte Beverly hochmütig. Sie kniete in der Haltung einer freien Frau hinter dem kleinen Tisch.

»Komm sofort mit mir nach Hause«, sagte ich. »Ich habe dich lange gesucht.«

Vom Hafen nach Hause zurückkehrend, hatte ich das Haus leer vorgefunden. Spuren eines gewaltsamen Eindringens oder eines Kampfes gab es nicht. Besorgt hatte ich Victorias Lokale abgesucht. Nach zwei Ahn hatte ich sie nun hier allein in der Piratenkette gefunden, einer sehr miesen Kaschemme, die einem gewissen Hibron gehörte.

»Ich möchte nicht mit dir nach Hause kommen«, sagte sie schnippisch, und ein Schwall Ka-la-na schwappte aus dem Silberkelch, den sie in der Hand hielt. Auf Befehl Kliomenes', der im Schneidersitz neben ihr hockte, füllte eine Paga-Sklavin Miß Hendersons Trinkgefäß nach.

»Du kleine Närrin – komm mit nach Hause!« forderte ich, obwohl ich die beiden Schwertspitzen durch meine Tunika auf der Haut spürte.

»Wenn du dein Vergnügen in Tavernen suchen kannst«, sagte sie, »kann ich das schon lange!«

»Freie Frauen kommen nicht hierher. Die Schänke liegt zu dicht am Haufen. Wir sind hier auf Gor!«

»Ich habe keine Angst!« rief sie lachend.

»Du hast keine Ahnung von der Gefahr, in der du dich befindest«, sagte ich.

»Darf ich dir meinen neuen Freund vorstellen?« fragte sie.
»Kliomenes, ein Flußkapitän.«

»Du erinnerst dich sicher gut an ihn«, sagte ich. »Er und seine Männer waren es, die dich Oneander entführten und verkauften.«

»Vielleicht war das ein Fehler«, bemerkte Kliomenes und grinste die Frau an.

»Mich zu entführen?« fragte sie verwirrt.

»Nein, dich dann zu verkaufen!«

Sie lachte schrill und versetzte ihm spielerisch einen leichten Stoß. »Beleidige mir keine freie Frau, Sleen!« rief sie lachend.

Daraufhin wurde in der Runde brüllend gelacht, doch in dem Lachen lag etwas Drohendes, das von dem Mädchen wohl nicht wahrgenommen wurde.

»Aber das liegt jetzt alles hinter mir«, sagte sie zu mir und trank einen großen Schluck. »Kliomenes ist Kaufmann«, fuhr sie fort. »Ich bin eine freie Frau. Wir begegnen uns als Gleichgestellte. Er ist wirklich ein netter Mann, mein Freund.«

»Komm sofort mit«, forderte ich. »Begleite mich nach Hause.«

»Das möchte ich aber nicht. Kliomenes gibt mir etwas zu trinken aus – er ist wirklich ein Ehrenmann, ein echter Mann!«

»Ich wußte gar nicht, daß sie dir gehört«, bemerkte Kliomenes amüsiert. »Das ist prächtig!«

»Ich gehöre nicht ihm!« widersprach das Mädchen. »Ich bin eine freie Frau!«

»Bist du seine Gefährtin?« wollte Kliomenes wissen.

»Nein! Ich teile nur sein Quartier. Wir sind nicht einmal Freunde.«

»Machst du dir Sorgen um sie?« fragte Kliomenes amüsiert.

»Ich möchte, daß sie mich nach Hause begleitet!«

»Aber sie selbst wünscht das nicht«, sagte er lächelnd.

»Ich will nicht!« bestätigte sie.

»Dann verschwinde, du Töpel!« sagte Kliomenes. »Und denk an unsere erste Begegnung!«

»Verschwinde, du Töpel!« lachte das Mädchen.

»Sei unbesorgt«, grinste Kliomenes, »ich Sorge dafür, daß man sich ihrer annimmt.« Männer lachten. »Es sei denn, du willst die Sache mit der Klinge ausfechten.«

Meine schweißfeuchte Hand öffnete und schloß sich nervös über dem Schwertgriff an meiner Hüfte.

Grinsend musterte mich Kliomenes.

»Bitte, Herr«, sagte Hibron, der Wirt der heuntergekommenen Schänke. »Ich möchte keinen Ärger.«

Zornig wandte ich mich ab und verließ mit großen Schritten das Lokal. Tränen hilflosen Zorns stachen mir in den Augen. Ich wußte, daß ich Kliomenes und den anderen nicht gewachsen war. Mit dem Schwert, das ich trug, konnte ich nicht umgehen. Beim Verlassen der Schänke hörte ich das Lachen Kliomenes' und seiner Männer. Das Mädchen lachte ebenfalls.

Draußen blieb ich mit geballten Fäusten stehen. Ich hörte Kliomenes rufen: »Mehr Wein für Lady Beverly, die freie Frau!« Gelächter brandete auf.

Ich kehrte nach Hause zurück. Lange wartete ich auf die Rückkehr Beverlys. Am Morgen ging ich wie üblich zum Hafen, um Arbeit zu suchen. Als ich am Abend nach Hause zurückkehrte, war sie noch immer nicht da, und auch nicht am folgenden Morgen.

»Du mußt sie vergessen, Herr«, flüsterte Peggy. Sie hob den Kopf von den Fellen und küßte mich. Wir lagen in einer Nische der Taverne des Tasdron.

»Das habe ich schon«, sagte ich.

Peggy lachte. »Ich bin zwar eine Sklavin, aber dumm bin ich nicht.«

»Es fällt schwer, sich die kleine Dirne aus dem Kopf zu schlagen.«

»In Victoria ist allgemein bekannt, wie übel sie dich verraten hat.«

»Woher weißt du das?« fragte ich. »Und wieso bin ich, ein einfacher Hafenarbeiter, in Victoria bekannt?«

»Tasdron hat freien Männern seiner Taverne von dir erzählt«, antwortete sie, »und ich und andere Sklavinnen haben das mitgehört.«

Vermutlich gab es in Victoria nur wenig, was den nackten oder halbnackten Tavernensklavinnen entging. Solche Mädchen wissen oft trotz ihrer Kragen mehr über die Ereignisse in einer Stadt als viele freie Einwohner.

»Bestimmt lacht ganz Victoria über mich!« sagte ich verbittert.

»Nein, Herr«, entgegnete sie. »Allerdings wissen viele nicht recht, warum du sie damals nicht gleich zu deiner Sklavin gemacht hast.«

Ich schwieg.

»Man kennt und respektiert dich in Victoria«, fuhr sie fort. »Wegen deiner Geschicklichkeit mit den Fäusten, was ein Goreaner gut versteht, wegen deiner Arbeit am Hafen, wegen deiner Stärke.«

»Ist es auch bekannt, daß ich aus der Taverne des Hibron geflohen bin, obwohl ich eigentlich Lady Beverly mit nach Hause nehmen wollte?«

»Ja«, sagte sie lächelnd, »ganz Victoria weiß, was sich in Hibrons Taverne abgespielt hat, doch niemand wirft dir et-

was vor. Du bist kein Schwertkämpfer, und selbst wenn du es gewesen wärest, hätten die Piraten doch eine Übermacht gegen dich geschickt. Niemand macht dir Vorwürfe, das kannst du mir glauben. Viele halten dich sogar für ausgesprochen mutig, überhaupt in die Schänke gegangen zu sein, um die widerspenstige Närrin aus der Lage zu befreien, in die sie sich selbst gebracht hatte.«

»Ich habe nicht gekämpft«, sagte ich.

»Du hattest keine andere Wahl.«

»Ich zog mich zurück!«

»Du hattest keine Wahl.«

»Ich bin ein Feigling.«

»Das stimmt nicht«, sagte sie. »In einer solchen Situation hätte nur ein meisterlicher Schwertkämpfer zur Waffe gegriffen – oder ein Dummkopf oder Wahnsinniger.«

»Ich verstehe.«

»Ein kluger Mann hätte sich zurückgezogen – wie du.«

»Oder ein Feigling.«

»Du bist kein Feigling«, versicherte sie mir. »Glyco, der Kaufmann aus Port Cos, hat sich über deine mutige Tat am Hafen frei geäußert.«

»Oh.«

»Und der fixe Grat, der Dieb, der in Victoria lange sein Unwesen trieb, ist deinem Kommando gefolgt und hat fluchtartig die Stadt verlassen.«

»Das ist interessant«, sagte ich. Ich hatte nicht einmal seinen Namen gekannt.

»Es gibt sogar Stimmen, die Wächter für Victoria fordern – und dich als Anführer für diese Truppen«, fuhr sie fort.

Ich lachte. Es war amüsant, sich einen Wächter vorzustellen, der nicht einmal mit einem Schwert umgehen konnte.

Wir schwiegen eine Weile.

»Die Festung des Policrates ist uneinnehmbar«, bemerkte sie.

»Du bist eine intelligente Frau.«

»Laß den Versuch.«

Ich wußte, ich hatte notfalls die Möglichkeit, in die düstere, hohe Festung einzudringen, an deren Fuß sich eine ausgemauerte Flußbucht erstreckte.

»Vergiß die Frau, Herr«, sagte Peggy.

»Ich habe in der Taverne Glyco aus Port Cos gesehen«, bemerkte ich. »Er wollte Callimachus treffen. Seither habe ich die beiden an mehreren Abenden bei Gesprächen beobachtet, Glyco nachdrücklich, Callimachus eher mürrisch und abweisend.«

»Das stimmt«, sagte Peggy.

»Worüber unterhalten sie sich?«

»Ich weiß es nicht, Herr. Man hat uns Mädchen verboten, an ihren Tisch zu gehen, außer wenn wir bedienen müssen, und dann sprechen sie mit uns nur das Nötigste.«

»Wie lange will Glyco in Victoria bleiben?« fragte ich.

»Das weiß ich nicht, Herr«, antwortete sie. »Vielleicht ist er bereits fort, denn meines Wissens ist er heute noch nicht in der Taverne gewesen. Der Herr scheint sich sehr dafür zu interessieren.«

»Ich hätte zu gern gewußt, was Glyco mit Callimachus zu schaffen hat«, sagte ich.

»Eins kann ich dir noch sagen«, bemerkte sie. »Glyco wohnt bei den Wächtern aus Port Cos in Hafennähe.«

»Nicht in einer Schänke?«

»Nein.«

»Interessant.«

»Außerdem heißt es, Glyco sei kein einfacher Kaufmann, sondern bekleide im Kaufmannsrat von Port Cos eine hohe Stellung.«

»Ich frage mich, was ein solcher Mann in Victoria zu suchen hat – außer mit Callimachus zu sprechen.«

»Ich weiß es nicht, Herr.« Und abrupt drängte sie sich an mich, getrieben von dem hilflosen Begehren einer Sklavin.

Ich nahm sie in die Arme.

Später lagen wir nebeneinander, ihr Kopf ruhte auf meiner Hüfte.

»Die Festung des Polycrates ist uneinnehmbar«, sagte sie plötzlich. »Du mußt die Frau vergessen.«

»Woher weißt du, was ich denke?« fragte ich lächelnd.

»Sklavinnen müssen wissen, was Männer bewegt«, erwiderte sie, »denn sie sind ihre Herren.«

Ich lächelte. Ihre Worte entsprachen der Wahrheit.

»Zweifellos trägt sie längst die Stahlreifen eines Vergnügungsmädchens bei den Piraten.«

Ich hielt das für nicht unwahrscheinlich.

»Du hast Geld«, sagte Peggy. »Kauf dir ein anderes Mädchen, das dich zufriedenstellt.« Sie rückte dicht an mich heran. »Kauf Peggy, wenn du möchtest«, flüsterte sie mir ins Ohr.

»Möchtest du, daß ich dich kaufe?«

»Nur von einem anderen Mann auf Gor würde ich mich noch lieber kaufen lassen«, sagte sie, »und der hat mich noch nie besessen. Er nimmt kaum Notiz von mir und scheint nicht einmal zu wissen, daß es mich gibt. Doch werde ich beinahe ohnmächtig vor Freude, wenn ich nur daran denke, ihm dienen zu können.«

Ich betrachtete sie. Sie war sehr schön.

»Wer ist es?«

»Bitte zwing mich nicht, seinen Namen auszusprechen, Herr«, sagte sie.

»Schön.«

Stumm lagen wir eine Zeitlang nebeneinander. Stimmengewirr aus dem Hauptraum der Taverne drang zu uns herein.

»Hast du Neues über den Topas erfahren?« fragte ich schließlich.

»Nein, Herr. Aber man vermutet ihn in Victoria.«

»Die Einwohner Victorias«, sagte ich, »scheinen darauf bestehen zu wollen, Polycrates seinen Tribut vorzuenthalten.«

»Ja, Herr«, sagte sie lächelnd.

Ich hielt das für ausgesprochen mutig, wußte aber nicht recht, ob es auch klug gehandelt war. Es war die erste Störung in den Beziehungen zu den Piraten seit fünf Jahren. Bei den letzten Unruhen hatten die Piraten der finsternen Festung Feuer über ein Dutzend angelegte Schiffe gebracht, woraufhin der Tribut schleunigst bezahlt worden war. Gewiß, seither waren die Piraten mehr denn je auf die Märkte Victorias angewiesen, um ihre Beute abzusetzen. Angesichts dieser Tatsache glaubten viele Victorianer endlich so sehr am längeren Hebel zu sitzen, daß sie sich von der beschämenden Last des Tributs befreien konnten.

»Was ist das für ein Geräusch?« fragte ich viel später.

»Du hast deine Sklavin sehr glücklich gemacht, Herr«, sagte sie und drängte sich an mich.

»Hörst du es nicht?«

»Ich höre Gespräche und das Klirren von Paga-Kelchen aus der Taverne«, antwortete sie.

»Meine Sandalen!« bellte ich.

Ein goreanisches Kommando muß nicht wiederholt werden. Erschrocken richtete sich Peggy auf und ergriff meine Sandalen. Ich stand in der niedrigen Nische auf und zog meine Tunika an. Unterdessen legte mir Peggy die Sandalen an und schnürte sie zu. Ich legte den Gürtel samt Geldbeutel um. Den Schwertgurt mit der Waffe warf ich mir über die linke Schulter. »Herr?« fragte Peggy.

»Hörst du nichts?« fragte ich.

»Unten in der Taverne ist es still geworden«, sagte sie verängstigt. »Die Gespräche sind verstummt.«

»Hör doch!«

»Ich höre es«, sagte sie. »Was ist das?«

»Eine Alarmstange wird angeschlagen. Im Hafen.«

»Was bedeutet das?«

Ich begann den Ledervorhang vor der Nische aufzuschnallen. »Ich weiß es nicht.«

»Wohin gehst du, Herr?«

»Zum Hafen.«

»Geh nicht!«

Ich riß den Vorhang zur Seite, dann blickte ich zu ihr zurück. Angstvoll kniete sie auf den Fellen.

Ich wandte mich ab und ging mit schnellen Schritten zwischen den Tischen hindurch. Die Männer, die daran saßen, hatten sich noch nicht erhoben. Niemand begegnete meinem Blick. Niemand erbot sich, mich zu begleiten.

»Geh nicht!« riet mir Tasdron.

Ich antwortete nicht, sondern verließ die Taverne und machte mich im Laufschrift auf den Weg zu Hafen.

21

»Zurück, sonst geschieht dir etwas!« rief ein Mann.

Zwei Bürger der Stadt packten mich und zerzten mich in die Menschenmenge. Ich blutete. Meine Tunika war zerschnitten. Das Schwert eines Piraten, trunken im Kreis geführt, hatte mich an der Brust gestreift. Andere Bürger bemühten sich, die Menschenmenge mit Schiffshaken, wie sie beim An- und Ablegen goreanischer Galeeren verwendet werden, zurückzuhalten. Ich spürte das Holz der Stange vor meinem Bauch. Von allen Seiten bedrängten mich Victoriaaner. Lachend wandte sich der Pirat ab.

»Wo sind die Wächter von Port Cos?« fragte ich. »Wo die Wächter der Ar-Station?« In Victoria hielten sich Soldaten beider Städte auf.

Rauch wallte durch die Luft. Fünf Lagerhäuser und benachbarte Gebäude standen in Flammen.

»Sie bleiben auf ihren Posten«, sagte ein Mann grimmig. »Sie schützen das eigene Hauptquartier.«

»Victoria kümmert sie nicht«, bemerkte ein anderer verbittert.

Ich beobachtete die etwa sechzig Piraten, die sich unangefochten zwischen den Lagerhäusern und Piers bewegten, an denen zwei Piratengaleeren festgemacht hatten. Von Schwertern bedroht, waren einige Stadtbewohner dabei, Ballen auf die Galeeren zu laden. Mehrere Piraten trugen Fackeln.

»Bis morgen ist der Tribut bezahlt«, sagte ein Mann in meiner Nähe.

Etliche Piraten hielten Pagaflaschen in den Händen, aus denen sie sich freizügig bedienten, während sie herumstolzierten und zuweilen innehielten, um mit dem Schwert in einen Ballen zu stechen oder ein Faß umzustößen, dessen Inhalt sich über die Bretter der Piers ergoß.

Der Mann an der Alarmsäule setzte sein sinnloses Tun fort. Die Piraten gaben sich keine Mühe, dem verzweifelten Treiben Einhalt zu gebieten.

»Wir sind mit fünfzig zu eins in der Überzahl«, sagte ich. »Wir müssen uns auf sie stürzen, sie aufhalten!«

»Sie sind die Herren über Victoria«, sagte der Mann. »Tu nichts Unüberlegtes.«

Ich hörte eine Frau schreien; über den Schultern eines lachenden, kräftigen Piraten liegend, wurde sie an Bord einer Galeere geschleppt.

»Was wird aus ihr?« fragte eine Frau in meiner Nähe entsetzt.

»Wenn sie schön ist«, antwortete ein Mann, »darf sie vielleicht den Männern in der Festung des Policrates dienen. Wenn nicht, wird sie womöglich umgebracht.«

Angstvoll hob die Frau eine Hand an ihren Schleier.

»Ich an deiner Stelle«, fuhr der Mann fort, »würde in der Menge verschwinden und mich verstecken oder fliehen.«

»Aber ich bin frei«, sagte sie.

»Das waren die anderen auch«, sagte der Mann zornig und deutete auf die an der Reling der Piratengaleere festgebundenen Frauen.

Erschrocken wich die Frau zurück.

Ein Stück entfernt entdeckte ich Kliomenes, der seine Männer und die Zwangsarbeiter herumkommandierte.

»Du da, Frau!« rief ein Pirat plötzlich und deutete auf die Verschleierte neben mir. »Tritt vor!«

Die Männer, die die Schiffshaken hielten, senkten erschrocken die Hölzer.

»Tritt vor!«

Die Frau schüttelte den Kopf und versuchte in der Menge zu verschwinden.

»Schleier ab!« befahl der Pirat.

Die Frau wurde aus der Menge gezerrt und endete ebenfalls auf dem Schiff.

»Bestimmt hat sie sich den Kragen insgeheim ersehnt«, äußerte ein Mann.

»Das tun sie doch alle«, bemerkte ein anderer.

Diese Männer kannten natürlich eine Frau wie Miß Beverly Henderson nicht. Sie konnte niemals Sklavin sein.

»Wir werden morgen früh den Tribut zahlen«, sagte ein Victorianer.

»Wir haben keine andere Wahl«, bestätigte jemand.

»Wir hätten uns niemals auflehnen sollen.«

»Stimmt.«

Der Rauch ließ meine Augen tränen. Der Mann an der Alarmsäule hatte aufgegeben. Die Menge blieb stumm. Das Knistern der Flammen war deutlich zu vernehmen.

»Wir haben unsere Lektion begriffen«, sagte einer der Männer.

Ich wandte mich ab und verließ die Menge. Langsamem Schritts verließ ich das Hafengebiet und kehrte zur Taverne des Tasdrön zurück.

Viele Gedanken gingen mir durch den Kopf.

Ich hatte gesehen, wie eine freie Frau Victorias entkleidet wurde, als wäre sie eine Sklavin. Nackt hatte sie vor dem Piraten gekniet, vor Hunderten von Mitbürgern, ehe sie auf das Schiff gebracht wurde.

Entgangen war mir nicht die mangelnde Organisation der

Victorianer, ihre Angst, ihre geringe Moral. Ich hatte den Hochmut der Piraten beobachtet, ihre Brandschatzung, ihre Plünderungen.

Und obwohl die Männer Victorias entscheidend in der Überzahl gewesen waren, hatten sie nicht gegen die Piraten gekämpft.

Morgen würde man den Tribut bezahlen.

Ich war mir außerdem darüber klar geworden, daß ich Miß Beverly Henderson doch begehrte, und zwar stärker als jede andere Frau. Ich wollte sie besitzen.

»Nicht!« rief ich. Ich packte die Gestalt, die sich über das Schwert duckte, die Spitze in den Bauch gedrückt, den Griff in eine Fuge des Pflasters geschoben. »Nein!« Es gab einen kurzen Kampf, dann hatte ich das Schwert zur Seite getreten, das durch die Tunika schnitt und zu Boden fiel. Der Mann fiel auf Hände und Knie nieder, erbrach sich und versuchte das Schwert zu packen. Zornig und frustriert schrie er auf, die Klinge in der Hand. Torkelnd richtete er sich auf. »Wer bist du, daß du dich einfach so einmischst?« fauchte er. Die Klinge hebend, stürzte er sich auf mich. Ich sah den Stahl zittern. Er versuchte sich zu beherrschen und legte am Waffengriff eine Hand über die andere. Ich rührte mich nicht vom Fleck, obwohl die Waffe erneut angehoben wurde. Ich nahm nicht an, daß er wirklich zuschlagen würde. Dann wurde die Waffe wieder gesenkt, und schluchzend sank der Mann gegen eine Wand und sackte daran hinab in eine sitzende Position, das Schwert neben sich auf dem Pflaster. Den Kopf in den Händen bergend, beugte er sich vor. »Wer bist du, daß du dich einmischst!« schluchzte er.

»Sicher gibt es andere, gegen die es sich eher lohnen würde, das Schwert zu erheben, als gegen dich selbst!« tadelte ich zornig.

»Gib mir etwas zu trinken«, forderte er.

»Ist es denn schon soweit gekommen – der Ruhm, die Kriegerehre, der Stahl?«

»Ich möchte etwas zu trinken.«

»Ich komme eben von den Piers«, sagte ich. »Sicher hast du den Alarm gehört – wie die anderen Gäste?«

»An den Piers habe ich nichts zu schaffen«, sagte er.

»Trotzdem hattest du die Taverne verlassen. Willst du mir einreden, daß dein Ziel nicht der Flußhafen war?«

»Ich kann nichts tun«, antwortete er. »Ich konnte nichts dagegen tun.«

»Trotzdem verließest du das Lokal, bedrückt, in der Wirrnis deiner Sinne. Diese Straße führt zum Fluß.«

»Ich bin gestürzt. Ich konnte nicht einmal gehen.«

»Möchtest du hören, was sich auf den Piers abgespielt hat?« fragte ich zornig.

»Ich bin ein nutzloser alter Mann«, sagte er. »Ich könnte doch nichts tun! Mich braucht man nicht mehr.«

»Piraten sind über die Hafenanlagen hergefallen, kaum mehr als ein halbes Hundert Männer, unter dem Kommando von Kliomenes, Leutnant des Policrates.«

»Ich möchte nichts davon hören!«

»Im Angesicht von vielen hundert Victorianischen Männern haben die wenigen Piraten gebrandschatzt und geplündert und lachend freie Frauen dieser Stadt versklavt.«

Wieder senkte er den Kopf in die Hände.

»Ich hätte geglaubt«, fuhr ich fort, »Männer wie du wären geeignet, die Piraten mit Entsetzen zu erfüllen.«

»Gib mir etwas zu trinken«, forderte er.

»Du bist also Kliomenes und Policrates so sehr zugetan, daß du gern bereit bist, ihnen die Frauen und andere Schätze dieser Stadt zu überlassen.«

»Ich bin nicht aus Victoria.«

»Anscheinend sind nur wenige aus Victoria«, stellte ich fest. »Und doch wohnen viele Menschen hier. Wenn nicht Männer wie wir – wer ist dann wirklich aus Victoria?«

»Ich bin krank«, sagte er.

»An den Piers gab es keinen Anführer. Diese Stadt wurde frech beleidigt. Ich sah Hunderte von Männern, die angst-

voll durcheinanderliefen und die keinen Anführer hatten. Sie wurden eingeschüchtert von einer Handvoll organisierter und rücksichtsloser Burschen, die eitel wie Vulos herumstolzierten. Ich sah, wie freie Männer gezwungen wurden, Beute auf den Diebesgaleeren zu verstauen. Ohne Gegenwehr, voller Furcht sahen Männer zu, wie ihr Besitz fortgeschleppt oder in Brand gesteckt wurde. Noch immer sind die Feuersbrünste an den Piers nicht gelöscht. Der Rauch hängt in der Luft.«

Er schwieg.

»Du hast uns gefehlt am Hafen«, sagte ich.

»Warum hast du dich in meine Angelegenheiten eingemischt?« fragt er.

»Du hast mir einmal in der Taverne des Tasdron das Leben gerettet«, antwortete ich. »Ist es also nicht mein Recht, dich zu retten?«

»Dann wären wir ja quitt«, sagte er verbittert. »Wir schulden dann einander nichts mehr. Geh, laß mich allein.«

»Ich habe in den letzten Tagen beobachtet, wie sich ein Kaufmann, ein bedeutender Kaufmann aus Port Cos namens Glyco, eingehend mit dir unterhielt. Ich bin sicher, er wollte dich aus Sorge vor einer Vereinigung der Piraten aus Ost und West dazu bewegen, einer Widerstandsbewegung beizutreten.«

»Du bist klug«, sagte der Mann.

»Aber wie ich sehe, haben seine Bitten nichts gefruchtet.«

»Ich kann ihm nicht helfen«, sagte der Mann.

»Daß er aber zu dir kam, scheint doch anzudeuten, daß dein Mut, deine hervorragenden Fähigkeiten in solchen Dingen noch unvergessen sind.«

»Ich bin längst nicht mehr, was ich einmal war.«

»Soweit ich weiß, nahmst du bei den Wächtern von Port Cos einen hohen Rang ein.«

»Ich war früher Hauptmann in Port Cos«, antwortete er. »Ja, ich war es, der die Bande des Policrates aus der Umge-

bung von Port Cos vertrieb.« Er blickte zu mir auf. »Aber das ist lange her. Ich erinnere mich heute nicht mehr an diesen Hauptmann. Ich glaube, er ist untergegangen.«

»Was wurde aus ihm?«

»Er entwickelte eine größere Zuneigung zum Paga als zu den Ehrenvorschriften seiner Kaste. In Ungnade gefallen, wurde er entlassen. So kam er am Fluß nach Westen, nach Victoria.«

»Wie hieß er?«

»Ich habe den Namen vergessen.«

»Wärst du unten am Hafen gewesen, hätten die Dinge vielleicht eine andere Wendung genommen.«

»Warum hast du die Bürger nicht angeführt?« fragte er zornig.

»Ich bin nur ein Schwächling und Dummkopf«, antwortete ich. »Und mir fehlt die Ausbildung.«

Er antwortete nicht.

»Ein Mann deines Kalibers hätte sicher etwas ausgemacht.«

Er streckte mir die rechte Hand hin. Sie war groß, zitterte aber sichtlich.

»Es gab einmal eine Zeit«, sagte er, »da konnte ich tausendmal zuschlagen und dabei immer dieselbe Stelle treffen. Ich vermochte tausendmal zuzustoßen und einen Kreis von einer halben Hورت zu treffen – heute aber, schau nur, was aus mir geworden ist!« Seine zitternde Hand fiel herab. Er schloß die Faust und preßte sie gegen die Steine der dunklen Straße. Er begann zu weinen. »Policrates hätte mich in der Taverne töten können«, fuhr er fort. »Er kannte meine Schwäche. Er tat es aber nicht. Um der alten Zeiten willen, so vermute ich, in der Erinnerung an verfllossene Realitäten, verschonte er mich. Wir verbrachten unsere Jugend zusammen auf den Piers von Port Cos«, fuhr er fort und blickte mich an. »Beide wandten wir uns dem Beruf des Schwertkämpfers zu – ich als Offizier, er als Pirat.«

»Was wollte Glyco von dir?«

»Er wollte einen Plan, eine Keimzelle für den Widerstand, einen Anführer, einen Angriff auf die Festung des Policrates.«

»Und was hast du ihm geantwortet?«

»Daß man dazu hundert Belagerungsschiffe und zehntausend Männer brauchte.«

Ich nickte. Ich nahm nicht an, daß seine Einschätzung falsch war. In Anbetracht der Streitkräfte, die man realistischerweise am Fluß zusammentrommeln konnte, war Policrates' Position so gut wie unangreifbar. Ähnliche Einschätzungen hatte ich schon von anderen vernommen. Miß Beverly Henderson, das ging mir in diesem Moment durch den Kopf, war nun hinter diesen hohen schwarzen Mauern eingesperrt.

»Dann ist die Lage also hoffnungslos?« fragte ich.

»Ja, hoffnungslos.«

»Morgen«, fuhr ich fort, »soll der Tribut an Policrates gezahlt werden.«

Der Mann zuckte die Achseln.

»Es heißt, die Piraten verfügen über Victoria«, bemerkte ich.

»Das stimmt«, sagte er.

»Und gibt es niemanden, der ihnen das streitig macht?«

»Niemanden.«

»Was kann ich für dich tun?«

»Gib mir etwas zu trinken.«

Ich wandte mich von ihm ab und wanderte die Straße entlang zur Taverne des Tasdron, die noch immer geöffnet war, auch wenn dort das Lärmen und Treiben nachgelassen hatte. Ich sprach mit niemandem, auch begegnete niemand meinem Blick. Ich erstand eine Flasche Paga, die ich anschließend zu der Gestalt brachte, die zusammengesunken an der Hausmauer lehnte. Ich blieb vor dem Mann stehen, und er hob den Kopf von den Knien und blickte mich benommen an. Ich reichte ihm die Flasche, nach der er hastig griff. Mit den Zähnen zog er den Korken aus der Flasche.

Mit beiden Händen umklammerte er das Glas. Vor mir sitzend, blickte er auf.

»Es tut mir leid«, sagte ich, »daß ich dich mit so grausamen Worten bedacht habe. Das war nicht recht von mir. Ich war wütend und frustriert. Es tut mir ehrlich leid.«

»Bemitleidest du mich?« fragte er.

»Ja.«

Von einem eiskalten Willen getrieben, voller Zorn, stemmte er sich langsam und unsicher hoch. In seinen Augen loderte eine schreckliche Wut. »Du bemitleidest mich? Mich?«

»Ich weiß, daß du in Ungnade gefallen bist«, sagte ich, »daß dir das Rot genommen wurde. Es ist nicht deine Schuld. Ich werfe dir nichts vor.«

»Das Rot kann mir von niemandem genommen werden, wenn es erst einmal verliehen ist«, sagte er gepreßt. »Es sei denn, durch das Schwert.«

Er riß die Tunika auf, die er trug, und enthüllte darunter das scharlachrote Gewand, das in der Dunkelheit schwärzlich wirkte.

»Dies«, sagte er, »kann man mir nur mit dem Schwert entreißen. Wer das will, muß dazu erst einmal den Mut aufbringen.«

»Du bist am Ende«, sagte ich. »Trink.«

Bestürzt und ärgerlich blickte er auf die Flasche, die er in der rechten Hand hielt.

»Du hast den Namen des Kriegers vergessen«, fuhr ich fort, »der in Port Cos geboren wurde. Ihn gibt es nicht mehr. Trink!«

Nun nahm der Mann die Flasche in beide Hände und hob sie hoch. Lange Zeit starrte er sie an. Plötzlich wölbten sich seine Schultern vor, und er stöhnte schmerzvoll auf. Langsam und voller Pein richtete er seinen Körper auf. Er hob seinen Kopf den goreanischen Monden entgegen und äußerte einen verquälten, wilden Schrei, der durch die dunkle Gasse hallte. Was als Schmerzensschrei begann endete in

einem Aufheulen des Zorns. Er drehte sich um und zerschmetterte mit abrupter Bewegung die Flasche an der Mauer hinter sich. Glassplitter trafen und verletzten ihn, der herumspritzende Paga benetzte sein Gewand.

»Ich erinnere mich an ihn«, sagte er.

»Wie hieß er?«

»Callimachus. Er hieß Callimachus und stammte aus Port Cos.«

»Ist er fort?« wollte ich wissen.

Mit abrupter Bewegung schmetterte der Mann beide Fäuste gegen die Mauer. »Nein«, sagte er mit schrecklichem Nachdruck. Blut lief über seine Hände, dunkle Ströme zwischen seinen Fingern.

»Wo ist er?«

Langsam drehte sich der Mann zu mir um. »Er ist hier«, antwortete er. »Ich bin dieser Mann.«

»Das freut mich zu hören.« Ich bückte mich, nahm die zu Boden gefallene Klinge auf und reichte sie ihm. »Dies«, sagte ich, »gehört dir.«

Er steckte das Schwert in die Scheide. Dann musterte er mich lange Zeit. »Du hast mir einen Dienst erwiesen«, sagte er. »Wie kann ich dir das vergelten?«

»Ich habe einen Plan«, sagte ich. »Lehre mich den Umgang mit dem Schwert.«

22

Verziert mit Glöckchen und anderem Schmuck, tanzte die nackte Sklavin auf den roten Kacheln der großen Halle.

Policrates, der neben mir an dem breiten, niedrigen Tisch saß, hielt nachdenklich die beiden Stücke des gelbbraunen Steins zusammen, die beiden Hälften des zerteilten Topases. Und wieder überraschte und beeindruckte es mich zu sehen, wie sich aus den bräunlichen Verfärbungen in den

beiden Steinsplittern, sobald sie zusammengeführt wurden, die Umrisse einer Flußgaleere herauschälten. Kein Zweifel war möglich – es waren die beiden zusammengehörigen Hälften eines Steins.

»Faszinierend«, sagte Policrates. »Und wie geht es meinem Freund Ragnar Voskjard?«

»Gut«, antwortete ich, »und er läßt natürlich auch nach deinem Wohlergehen fragen.«

»Mir geht es ebenfalls gut«, sagte Policrates, »und du kannst ihm bei deiner Rückkehr versichern, daß ich begierig bin, unser gemeinsames Vorhaben in die Tat umzusetzen.«

»In zwanzig Tagen«, sagte ich, »stehen wir vor eurem Wassertor – diese Zeit benötigen wir für meine Rückkehr und die Ausrüstung unserer Schiffe.«

»Ausgezeichnet«, sagte Policrates.

»Wir werden dann nach Ar-Station vordringen, um die dortigen Vorräte einzukassieren und die Ar-Schiffe zu verbrennen. Anschließend werden wir Port Cos entsprechend heimsuchen. Sind diese beiden größten Häfen erst einmal lahmgelegt, gehört der Fluß mehr oder weniger uns.«

»Eine amüsante Vorstellung«, sagte Policrates, »daß die Animositäten zwischen Cos und Ar ein Zusammengehen ihrer Streitkräfte am Fluß verhindern.«

»Die Torheit unserer Gegner in dieser Hinsicht«, sagte ich, »müßte sich wesentlich zu unserem Vorteil auswirken.«

»Richtig!« rief Policrates lachend. »Darauf wollen wir trinken!«

Er hob seinen Kelch, und wir stießen an, dann beugte ich mich vor, langte mit meinem Kelch an Policrates vorbei und entbot meinen Gruß auch dem mürrischen Kliomenes, der rechts von Policrates saß. Dann tranken wir gleichzeitig. Kliomenes musterte mich aus zusammengekniffenen Augen.

Ich wandte mich ab und konzentrierte mich auf die Sklavin, die vor mir tanzte.

»Ich hatte damit gerechnet, daß mir der Topas eher gelie-

fert würde«, sagte Policrates. »Ich habe Ragnar Voskjard vor mehr als fünfzig Tagen entsprechend Bescheid gegeben.«

»In der Festung Ragnars wurde hin und her überlegt«, antwortete ich. »Unternehmungen dieser Art beginnt man nicht leichtfertig. Außerdem wurde ich in Victoria aufgehalten. Es gibt in dieser Stadt viele Wächter aus Port Cos wie auch aus Ar-Station, und sie alle suchen nach dem Überbringer des Steins.«

»Mir wäre wohler«, sagte Kliomenes, »wenn ich dein Gesicht sehen könnte.«

»Die Maske, die ich trage, muß meine Identität schützen«, erwiderte ich.

»Kliomenes«, sagte Policrates, »es ist durchaus üblich, daß der Kurier, der den Topas bringt, in fremden Festungen seine Züge verhüllt. Die Geheimhaltung seiner wahren Person ist entscheidend für die Wirkung seiner Arbeit.«

»Vielleicht bin ich ja Ragnar Voskjard«, sagte ich zu Kliomenes.

Dieser zuckte sichtlich zusammen.

»Aber du bist es nicht«, warf Policrates ein, »denn Ragnar, ein schlauer Bursche, würde sich niemals auf eine so gefährliche Sache wie die Überlieferung des Topas einlassen.«

»Ich glaube, das kann man wohl sagen«, bemerkte ich grinsend. »Jedenfalls ist es richtig, daß ich nicht Ragnar Voskjard bin.«

»Du hast etwas an dir, das mir bekannt vorkommt«, bemerkte Kliomenes. »Sind wir uns schon einmal begegnet?«

»Vielleicht.«

»Siehst du, Kliomenes«, sagte Policrates, »unser Freund ist am Fluß vielleicht bestens bekannt. Wenn das stimmt, ist es weder in Ragnar Voskjards, noch in unserem noch in seinem Interesse, als Kurier des Topases erkannt zu werden. Sollte er in irgendeiner Stadt am Fluß eine hohe Stellung bekleiden, wäre seine Nützlichkeit für Voskjard und für uns wesentlich eingeschränkt, käme heraus, daß eine so wich-

tige Person mit Männern wie uns und Voskjard gemeinsame Sache macht.«

»Das stimmt«, sagte Kliomenes.

»Und wir können von der Gewißheit ausgehen, daß unser Freund in mindestens einer Stadt am Fluß gut bekannt ist.«

»Richtig«, sagte ich. In der Tat – in Victoria war ich einigermaßen bekannt.

Die Musik endete mit einem lauten Wirbel, und das Mädchen streckte sich mit klirrenden Glöckchen vor Policrates' Tisch aus. Gleich darauf trat sie ab und wurde von einigen Piraten mit Beschlag belegt. Kurze Zeit später hörte ich sie vor Wonne stöhnen.

»Ich weiß, an wen du mich erinnerst«, sagte Kliomenes plötzlich.

»An wen?«

»An einen Tavernenrauber und Hafenarbeiter aus Victoria«, antwortete er. »Jason heißt er.«

Ich lächelte.

»Es gibt da in der Tat eine gewisse Ähnlichkeit«, sagte Policrates.

»Jason aus Victoria«, bemerkte Kliomenes, »kannte sich im Schwertkampf nicht aus.«

»Wie könnte ich es dann tun?« fragte ich.

»Zieh!« brüllte Kliomenes, sprang über den Tisch und riß seine Klinge heraus.

Gelassen wandte ich mich an Policrates. »Meine Identität dürfte ausreichend durch die Vorlage des Topases bestätigt sein«, sagte ich. »Du wirst doch nicht etwa glauben, jemand, der nicht der Gruppe Ragnar Voskjard angehört, könnte so wagemutig sein, den Stein zu dir zu bringen. Was hätte das für einen Sinn?«

»Deine Worte klingen logisch«, erwiderte Policrates, »trotzdem scheint es da eine Ähnlichkeit zu geben, wie mein Leutnant gesagt hat.«

»Das kann man doch wohl kaum mir anlasten!« rief ich lächelnd.

»Würde es dich schmerzen, es auf eine Probe ankommen zu lassen?« fragte Policrates.

Ich grinste. »Nein«, sagte ich. »Aber andererseits ist überall am Fluß bekannt, daß es sich bei Kliomenes um einen ausgezeichneten Schwertkämpfer handelt. Man muß mir schon verzeihen, wenn ich nicht begierig darauf bin, von ihm aufgespießt zu werden.«

»Zieh!« forderte Policrates lächelnd.

Ich warf meinen Umhang hinter mich und entblößte die Klinge, die ich an der Hüfte trug. Mit einem Fuß drückte ich den niedrigen Tisch zur Seite, wobei ich Kliomenes nicht aus den Augen ließ, damit er mich nicht angriff, während ich noch nicht bereit war.

Dies entging Kliomenes natürlich nicht.

Stille herrschte plötzlich in dem großen Saal. Die Piraten, die sich an den niedrigen Tischen ihrem Festmahl gewidmet hatten, hielten inne und beobachteten uns. Die Mädchen, die mit Tablett und Gefäßen unterwegs waren, verharren stumm und wandten die Köpfe in unsere Richtung. Es war schließlich so still, daß man das Knistern der Fackeln an den Wänden vernehmen konnte.

Plötzlich stieß Kliomenes zu, und ich parierte energisch, ohne ihn selbst treffen zu wollen.

Weitere dreimal hieb er los, und dreimal wehrte ich den Stahl ab.

An den Tischen entstand Gemurmel. Er war zu leicht abgewehrt worden. Zornig werdend, griff Kliomenes nun ernsthaft an. Drei oder vier Ehn lang hieb er wild auf mich ein. Schwitzend und voller Zorn senkte er schließlich sein Schwert. Absichtlich hatte ich energisch pariert, besonders in den letzten beiden Ehn. Beim Schwertkampf ist nicht nur Geschick vonnöten, man braucht auch Kraft – ein Umstand, der von vielen Laien nicht richtig verstanden wird. Die Anforderungen an die Kraft werden größer, je mehr sich die Auseinandersetzung in die Länge zieht. Man kann zwar eine Stahlklinge zur Seite ableiten, doch läßt sich das auch

mit kräftigem Schwung machen, was dann einen zusätzlichen Kraftaufwand des Angreifers erfordert, seinen Stahl wieder in die Ausgangslage zu bringen. Um sich selbst zu schützen, muß er seine Klinge unter diesen Umständen durch einen größeren Bogen führen, und unter verstärktem Druck und mit größerem Tempo.

»Offensichtlich kann dieser Mann nicht Jason aus Victoria sein«, sagte Policrates lächelnd.

Zornig schob Kliomenes seine Klinge in die Scheide. Ich steckte meine Waffe ebenfalls wieder fort. Ich hatte jeden Versuch unterlassen, auf seinen Angriff einzugehen, und mich nur verteidigt. Auf diese Weise hatte ich das Risiko einer Blöße gemieden und war kaum in Gefahr gewesen, jedenfalls nicht in der kurzen Zeit des Kampf es. Natürlich ist es schwierig, einen Schwertkämpfer, der sowohl erfahren, als auch vorsichtig ist, zu treffen. Andererseits muß es über längere Zeit gefährlich sein, sich nur auf die Verteidigung zu verlassen. Zum einen könnte der Angreifer kühner werden und immer gefährlichere Attacken vortragen, unbeeinflußt von der Notwendigkeit, sich selbst zu schützen. Zweitens könnte natürlich die eigene Abwehr sich öffnen, besonders, wenn eine gewisse Zeit vergeht. Eine auch nur so geringe Unaufmerksamkeit konnte irreparable Schäden zur Folge haben. Wer sich nur auf die Verteidigung konzentriert und nicht selbst angreift, kann logischerweise nicht gewinnen – und dann muß er über kurz oder lang verlieren. Keine Mauer ist so dick, daß sie nicht eines Tages doch einbricht.

Kliomenes kehrte an seinen Platz zurück, während ich den Tisch wieder zurechtschob und mich ebenfalls setzte.

»Du scheinst erschöpft zu sein, Kliomenes«, bemerkte Policrates.

»Ich wollte ihn nur auf die Probe stellen«, sagte Kliomenes, »und bestimmen, ob er sich mit dem Schwert auskennt.«

»Und was ist dein Urteil?«

»Sein Schwertgeschick scheint angemessen«, äußerte Kliomenes.

»Den Eindruck hatte ich auch«, sagte Policrates lächelnd.

Ich war ihm sehr dankbar, meinem Lehrer, Callimachus aus Port Cos. In den letzten Tagen hatten wir vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung und auch noch beim Lampenschein den Schwertkampf geübt. Er hatte mir Techniken eingebracht und Erwartungshaltungen und Reflexe und Besorgnisse und taktische Überlegungen. Ich glaube nicht, daß ich mich allzu ungeschickt anstellte. Dennoch waren mir die Grenzen meiner Fähigkeiten nur allzu klar bewußt. Großes Geschick im Umgang mit dem Stahl läßt sich nicht so einfach anlernen, insbesondere wenn es um die ganz feinen Unterschiede und Aspekte und zusätzlichen Dimensionen geht, die den großen Meister ausmachen.

»Ich wollte ihn nur auf die Probe stellen«, sagte Kliomenes, »ich wollte sehen, ob er das Schwert beherrscht. Töten wollte ich den Kurier Ragnar Voskjards nicht.«

»Das weiß ich natürlich«, sagte Policrates lächelnd. »Musik!« forderte er. »Und eine neue Tänzerin und Bedienung! Das Fest soll weitergehen!«

Die Musiker setzten ihr Spiel fort; die sinnliche, melodische, erregende wilde Musik Gors hallte von neuem durch den großen Raum.

Ich nahm einen Vuloschenkel und biß hinein. Daß ich insgeheim erleichtert war, ließ ich mir nicht anmerken. Kliomenes sprach weiterhin zornig dem Wein zu. Eine neue Sklavin erschien auf der Tanzfläche und begann einen Peitschentanz vorzuführen. Wenig bekleidete Sklavinnen erschienen an den Tischen und servierten Speisen und Getränke. Ich ließ meinen Blick zwischen ihnen herumwandern. Miß Beverly Henderson sah ich nicht, dafür aber mehrere andere, die ich sehr gern mein eigen genannt hätte.

»Wein, Herr?« fragte ein rothaariges Mädchen, das sich zwei Ledergurte um den Leib gebunden hatte.

»Brot, Herr?« fragte eine blonde Schönheit, kaum daß das

andere Mädchen weitergegangen war. Sie hielt mir ein silbernes Tablett hin, auf dem dampfendes goreanisches Brot aus Sa-Tarna-Korn lag. Ich nahm ein Stück und goß mir aus dem kleinen Silbergefäß heiße Butter darüber. Dann schickte ich das Mädchen mit einer Kopfbewegung fort.

»Trotz allem«, sagte Kliomenes, »wäre mir lieber, wenn er keine Maske trüge.«

»Du mußt endlich begreifen«, sagte Policrates, »daß seine wahre Identität geheimbleiben muß.« Er deutete in die Runde. »Was sollte geschehen, wenn einer dieser Männer zum Verräter würde und später unseren Gast identifizierte und bloßstellte, etwa gegen Gold? Oder wenn sein Gesicht von einer Sklavin gesehen würde, die später, wenn sie verkauft oder verschenkt worden ist, dem Mann begegnet und ihn gegen ihren Willen durch ihre Reaktion verrät?«

Kliomenes nickte mürrisch und wandte sich wieder seinem Wein zu.

»Wissen denn hier sogar die Sklavinnen, daß ich Ragnar Voskjards Kurier bin?« fragte ich.

»Selbstverständlich«, erwiderte Policrates. »Dieses Fest wurde anlässlich deiner Ankunft angeordnet, zur Feier des Versprechens, das der Topas darstellt. Und selbst wenn das nicht so wäre, ist es schwierig, Gerüchte dieser Art in den Küchen und Gehegen zu unterbinden. Die kleinen Dirnen, auch wenn sie Ketten tragen, klatschen gern und erzählen jede Kleinigkeit sofort weiter.«

Ich lächelte.

»Fleisch, Herr?« fragte ein nacktes Mädchen, das neben mir kniete. Sie hielt mir ein Tablett mit kleinen Würfeln gerösteten Boskflisches hin, in denen Spieße steckten. Ich nahm mehrere und tauchte sie vor dem Essen noch in eine Sauce, die auf demselben Tablett stand. Die kleinen Spieße legte ich anschließend wieder auf das Tablett.

»Glaubst du wirklich«, wandte sich Policrates an mich, »daß die Flotte des Ragnar Voskjard in zwanzig Tagen voll getakelt und ausgerüstet zur Stelle sein kann?«

»Ich sehe in dieser Hinsicht keine Schwierigkeiten«, versicherte ich ihm.

»Gut«, gab er zurück.

»Trauben, Herr?« fragte eine leise Mädchenstimme dicht neben mir. Ich schaute die Sklavin an, unterdrückte aber jede Reaktion. Es war die ehemals freie Frau, die auf den Piers von Victoria versklavt worden war. Eine unglaubliche Veränderung war mit ihr vorgegangen. Sie war lieblich anzuschauen, eine voll erblühte Frau, die sich ihrer selbst und ihrer Stellung klar bewußt war. »Herr?« fragte sie. Ich lächelte. Am liebsten hätte ich sie in die Arme genommen.

»Wie ich sehe, gefällt sie dir«, sagte Policrates. »Wenn du willst, kannst du sie später in deiner Kammer empfangen.«

»Vielleicht«, sagte ich achselzuckend.

Der Peitschentanz nahm seinen Fortgang.

»Obst, Herr?« fragte eine andere schüchterne Stimme vor mir. Das Mädchen hatte angstvoll den Kopf gesenkt.

»Sie hat Angst vor dir«, sagte Policrates, »denn sie weiß, daß du der Kurier Ragnar Voskjards bist. Außerdem ist sie vielleicht durch meine Nähe eingeschüchtert – sie weiß, welche Stellung ich hier innehave. Sie ist neu und noch nicht richtig ausgebildet.«

Das dunkle Haar türmte sich locker auf ihrem Kopf. Ein geflochtenes gelbes Band hielt es zusammen.

»Exquisit, nicht wahr?« fragte Policrates.

Ich legte der Sklavin den Daumen unter das Kinn und hob ihren Kopf. Die sanften braunen Augen begegneten angstvoll meinem Blick. In ihnen stand ein Ausdruck, der mir von anderen Mädchen, die vor ihrem Herrn standen, bekannt war. Das fand ich interessant. Sie erkannte mich nicht.

Ich fand, daß Miß Beverly Henderson eine prächtige kleine Sklavin abgab.

»Ein hübsches Ding«, sagte ich und blickte hinter Miß Henderson her, die wir weitergeschickt hatten. »Wie nennst du sie?«

»Beverly.«

»Du bist grausam«, bemerkte ich lächelnd, »du gibst ihr einen Erdennamen.«

»Sie kommt von der Erde.«

»Oh.«

»Magst du Erdenmädchen?«

»Ja.«

»Die da ist noch ungeschliffen«, bemerkte er, »doch mit der Zeit wird sie sich zu einer ausgezeichneten Sklavin mausern.«

»Zweifellos.«

»Kliomenes hat sie in der Piratenkette, der Taverne des Hibron, aufgetan«, sagte er. »Sie glaubte sich bei ihm sicher und erzählte ihm, auf der Erde habe sie Beverly geheißen. Und, stell dir vor, sie lehnte die Hilfe eines Mannes ab, eines gewissen Jason aus Victoria, des Mannes, dem du ein wenig ähnlich siehst!«

»Ich verstehe.«

»Kliomenes brauchte nicht einmal Thassa-Pulver anzuwenden«, fuhr er fort. »Er schleppte sie einfach her, aber da war es für sie schon zu spät, ihren Irrtum zu erkennen.«

Als der Peitschentanz zu Ende ging, stand ich langsam auf.

»Das Fest hat doch eben erst begonnen!« rief Policrates lachend.

»Ich bin erschöpft«, sagte ich. »Ich glaube, ich werde mich zurückziehen.«

»Wie du willst!« sagte er. »Du hast eine lange Reise hinter dir. Ich werde dir natürlich ein Mädchen zum Waschen und für das Sonstige schicken.«

»Policrates ist großzügig.«

»Keine Ursache.«

Er stand auf. Gemeinsam blickten wir uns an den Tischen um.

»Such dir ein Mädchen aus«, sagte er.

»Am meisten würde mich Beverly interessieren«, sagte ich.

»Nimm dir eine andere«, sagte er.

»Warum?«

»Sie ist noch ungeschliffen, eine armselige Sklavin.«

»Trotzdem finde ich sie nicht ohne Reiz.«

»Na schön. Ich lasse sie dir in der nächsten Ahn ins Gemach schicken.«

»Sei bedankt, Policrates«, erwiderte ich. »Oh«, fuhr ich fort, »vielleicht würde ich gern in der Abgeschlossenheit meines Zimmers die Maske abnehmen!«

»Ich verstehe«, sagte er. »Ich werde ihr die Augen verbinden lassen.«

»Vielen Dank, Policrates.«

»Keine Ursache.«

Ich verneigte mich vor meinem Gastgeber Policrates und auch vor seinem Leutnant und Vertrauten Kliomenes. Dann drehte ich mich um und suchte mein Gemach auf.

23

Ich träumte, Beverly Henderson läge nackt zu meinen Füßen.

Dann erwachte ich, verließ die Couch und ging darum herum.

Und dort lag Beverly Henderson. Sie schlief nicht. Sie erhob sich auf die Knie und neigte unterwürfig den Kopf.

»Es muß bald wieder Tag sein, Herr«, sagte sie. Genau wissen konnte sie es nicht, denn sie trug – wie schon die ganze Nacht – eine Augenbinde.

Ich nahm sie an den Oberarmen und hob sie hoch. Sanft nahm ich sie in die Arme und legte sie auf die Felle der Couch.

»Danke, Herr«, sagte sie, »daß du mir die Ehre deines Lagers gegeben hast.«

Ich schwieg. Ich hatte die ganze Nacht nichts gesagt, damit sie mich nicht erkannte.

»Mein Herr hat mich letzte Nacht heftig genommen«, fuhr sie fort. »Er brachte mir bei, daß ich eine Sklavin bin. Ich werde versuchen, ihm erneut zu gefallen. Ich gehöre meinem Herrn. Das gefällt mir sehr.«

Ich begann sie an Hals und Nacken zu küssen. Lachend neigte sie den Kopf zurück und keuchte, als ich in sie eindrang.

»Verlaß mich nicht, Herr!« flehte sie später. »Nimm mich mit, mach mich zu deinem Eigentum, mein goreanischer Herr! Ich gehöre dir. Nimm mich mit. Mein Herr Policrates würde mich bestimmt für dich freigeben, wenn du ihn nur darum bittest!«

Ich verließ die Couch und nahm meine Sachen vom Boden auf und legte sie an. Dann setzte ich wieder die Maske auf. Es klopfte an der Tür, und ich öffnete. Vor mir stand ein Pirat, der Mann, der gestern abend Beverly zu mir gebracht hatte und mich jetzt zum Frühstück holen wollte.

Ich wollte die Festung des Policrates schnellstens wieder verlassen, angeblich um flußabwärts zu Ragnar Voskjard zurückzukehren. Dieser sollte seine Flotte zum Auslaufen fertigmachen, und die vereinigten Piratenstreitkräfte wollten die Garnisonen von Ar-Station und Port Cos überwäligen und auf Hunderte von Pasang die Herrschaft am Fluß an sich reißen.

Ich nickte dem Piraten zu und bekundete ihm damit meine Bereitschaft, ihn zu begleiten.

Er blickte an mir vorbei zur Couch und zog ein überraschtes Gesicht. »Ist das Beverly?« fragte er. Neugierig schob sich der Mann an mir vorbei und trat vor das Mädchen hin, das angstvoll zurückwich. »Tatsächlich – es ist Beverly.« Sie zitterte. Er streckte die Hand aus und berührte sie an den

Schultern. Sie erschauerte unter seiner Berührung und senkte den Kopf. »Was hast du mit ihr gemacht?« fragte er grinsend. »Gestern war sie noch eine versklavte Frau. Heute ist sie eine volle Sklavin. Ich würde sagen, du hast sie erheblich verbessert: ihr scheint aufgegangen zu sein, was es heißt, eine Sklavin zu sein. Was ist mit ihr geschehen?«

»Ein Herr hat mich besessen«, antwortete sie.

»Das ist offenkundig«, antwortete er und erhob sich. Dann wandte er sich grinsend zu mir um. »Policrates wird sich freuen«, sagte er und deutete mit einer Daumenbewegung auf das Mädchen.

Ich zuckte die Achseln. Ein Mädchen, das auf diese Weise erobert worden ist, weiß natürlich jedem Mann mehr zu geben.

Der Pirat wandte sich um. An mir vorbeigehend verließ er den Raum, und ich folgte ihm.

Ein letztesmal drehte ich mich zu Beverly Henderson um. »Herr!« rief sie mir jammernd nach, aus der Dunkelheit der Augenbinde, die kleinen Hände ausstreckend. »Herr!«

Dann trat ich über die Schwelle und schloß die Tür hinter mir. »Herr!« hörte ich sie weinen. »Herr!«

Und schon hatte ich sie zurückgelassen, ein Mädchen am Fuße einer Couch, eine einfache Sklavin, die einem Gast ihres Herrn gedient hatte.

»Fort mit dir, Sklavin«, sagte Tasdron, Besitzer der Taverne des Tasdron in Victoria, an der Straße des Lycurgus gelegen.

»Ja, Herr«, sagte Peggy, neigte unterwürfig den Kopf und entfernte sich mit anmutigen Schritten rückwärts, wie es sich für eine Sklavin gehörte. Sie war barfuß und trug einen

kurzen Fetzen durchsichtige Vergnügungsseide. Das lange blonde Haar wurde von einem gelben Band zusammengehalten. Der enge Stahlkragen hob sich reizvoll von ihrem Hals ab. Das Klimpern der Sklavenglöckchen an ihrem linken Fußgelenk war leise und sinnlich. Sie zog sich in die entgegengesetzte Ecke des Raums zurück und kniete dort nieder.

Callimachus, der mir gegenüber saß, betrachtete sie. Unfähig, dem Blick eines solchen Mannes zu begegnen, senkte sie den Kopf. Ich sah, daß sie zu zittern begonnen hatte, und lächelte vor mich hin. Mir war aufgefallen, wie sie Callimachus beim Bedienen gemustert hatte: in ihren Augen hatte die Liebe einer hilflosen Sklavin geleuchtet. Ich erinnerte mich an ihre Bemerkung, daß es nur einen Mann gebe, dem sie lieber gehören würde als mir, und daß er sie bisher kaum oder gar nicht wahrgenommen habe. Ich hatte nicht nach dem Namen gefragt. Jetzt aber war ich sicher, hinter ihr Geheimnis gekommen zu sein. In ihrem Herzen war das versklavte Erdenmädchen die Liebessklavin von Callimachus, dem Krieger, der einmal Port Cos gedient hatte. Sie wagte es nicht, ihm ihre Gefühle zu offenbaren. Sie wollte nicht ihr Leben verlieren. Folglich durfte sie ihn nicht anders behandeln wie jede normale Sklavin, die ihn im Lokal ihres Herrn Tasdron bediente. Trotz ihrer Schönheit und seiner häufigen Besuche in der Taverne hatte er sie noch nicht in eine Nische zu sich kommen lassen. Im Elend seiner Verkommenheit, das ihn lähmte und unentschlossen machte, hatte er sich lieber dem Selbstmitleid und den halluzinatorischen Tröstungen des Pagas ergeben, als sich der frohlockenden, stolzen Willensäußerung zu widmen, als dominierender Mann, gegenüber den Herzen und Körpern zuckender Sklavinnen. Als er dann doch zu den Ehrenvorstellungen seiner Kaste zurückgekehrt war, hatte er sich vorgenommen, solche Rechte und Siege und Freuden und Triumphe gegenüber Sklavinnen zurückzustellen, bis gewisse in Aussicht genommene Dinge erledigt waren. Und wegen dieser

Pläne hatten wir uns an diesem Abend in der Taverne des Tasdron zusammengefunden.

»Euch ist natürlich klar«, sagte Tasdron, »daß es für mich schon gefährlich ist, von solchen Dingen auch nur zu wissen.«

Callimachus wandte den Blick von dem Mädchen ab. Sie war nur eine Sklavin.

»Sollten Männer wie Kliomenes oder Policrates erfahren, daß wir hier solche Themen besprechen, dürfte meine Taverne im Handumdrehen ein Opfer der Flammen sein, wenn nicht gar Schlimmeres passiert.«

»Das wissen wir natürlich, Tasdron«, sagte Callimachus. »Die Gefahr, in der du schwebst, kennen wir.«

»Die Gefahr für dich dürfte allerdings viel größer sein«, bemerkte der Wirt.

»Wir akzeptieren die Risiken«, meinte Callimachus.

»Dann will ich darin nicht zurückstehen«, erklärte Tasdron.

»Gut.«

Wir unterhielten uns leise. Wir saßen an einem kleinen Tisch im Hinterzimmer von Tasdrons Taverne. Callimachus hatte seine Wiederauferstehung als Kämpfer vor den Victorianern geheimgehalten. Wenn er sich in der Öffentlichkeit zeigte, waren seine Schultern noch immer gebeugt, sein Blick war verschleiert, sein Schritt unsicher, seine Hände zittrig. Nur in Augenblicken wie diesem, wenn er mit Vertrauten zusammen war, saß und sprach er wie ein echter Krieger. Victoria kannte ihn als gefallenen Mann, als Besiegten, der den Kodex seiner Kaste nicht mehr ernst nahm, als jemand, der träge und jammernd in seinen eigenen Fallen saß. Nach wie vor galt er als Herumtreiber und Trunkenbold - und dabei wollten wir es im Interesse unserer Pläne lassen. Die Victorianer wußten nicht, daß der einst tief Gesunkene wieder aufgestiegen war; daß er sich wieder voller Stolz nach den Regeln und Vorstellungen seiner Zunft richtete, daß die Fesseln, mit denen er sich vor langer Zeit

schmerzvoll und doch auch geschickt selbst eingeschnürt hatte, längst zerrissen und abgeworfen worden waren, daß er sich gleichsam wie ein erzürnter Larl aus einem Netz befreit hatte, das zu schwach für ihn geworden war. Er hatte sich daran erinnert, daß er Callimachus war, Angehöriger der Kriegerkaste, ein Mann, dem der Stahl und das rote Tuch dieser stolzen Vereinigung anvertraut worden war. Ich nahm nicht an, daß er diese Dinge jemals wieder vergessen würde.

»Ich habe mit Glyco, dem Kaufmann aus Port Cos gesprochen«, berichtete Callimachus. »Er wird Callisthenes holen, Hauptmann der Soldaten aus Port Cos in Victoria, beauftragt mit der Suche nach dem Topas. Er wird zur zwanzigsten Ahn hierher kommen.«

»Er muß sich verkleiden«, forderte Tasdron. »Überall gibt es Spione.«

»Das wird Glyco ihm schon klarmachen«, meinte Callimachus.

Ich beobachtete Peggy, das langhaarige, langbeinige blonde Sklavenmädchen von der Erde, das vor der gegenüberliegenden Mauer kniete. Ihre Schultern zuckten, so heftig schluchzte sie. Sie war dem Manne so nahe, den sie rückhaltlos und verzweifelt liebte; trotzdem durfte sie als hilflose Sklavin kein Wort darüber verlieren.

»Hast du unter den Männern aus Victoria herumgehört?« wandte sich Callimachus an Tasdron. »Gibt es in der Stadt Unterstützung für unser Tun?«

»Ich habe mich auf das Unauffälligste erkundigt«, sagte Tasdron bedrückt, »aber ich fürchte, wir haben hier bei gefährlichen Machenschaften dieser Art mit wenig Hilfe zu rechnen.«

»Dann können wir aus Victoria also keine Hilfe erwarten?« fragte Callimachus.

»Nein.«

Mein Blick kehrte zu dem Mädchen an der Wand zurück. Sie, eine Sklavin, war dorthin verbannt worden, damit sie

das Gespräch von Männern und Sklavenherren nicht mithören konnte. Gleichzeitig war sie dicht genug bei uns, um schnellstens zu neuem Dienst herbeigerufen zu werden. Sie weinte immer noch. Ich wandte den Blick ab. Sie war ja nur eine Sklavin, und Sklavinnen hatten keine Bedeutung.

»Wir müssen dafür sorgen, daß Aemilianus, Hauptmann der Streitkräfte von Ar-Station in Victoria, ebenfalls heute abend an diesem Treffen teilnimmt«, sagte Callimachus.

»Sicher ist es deiner Aufmerksamkeit nicht entgangen«, sagte Tasdron lächelnd, »daß Cos und Ar sich derzeit im Kriegszustand befinden.«

»Nein«, erwiderte Callimachus. »Trotzdem meine ich, daß die gemeinsamen Flußinteressen von Port Cos und Ar-Station, und auch von Cos und Ar selbst, dazu führen müßten, daß unser Plan gründlich geprüft wird.«

»Die Verantwortlichen aus Port Cos und Ar-Station würden sich eher gegenseitig an die Kehle fahren, als sich in Victoria zu einem Wein zusammensetzen«, meinte Tasdron.

»Die Probleme von Port Cos sind nicht identisch mit denen, die Cos hat«, widersprach Callimachus, »und das gleiche gilt für die Probleme der Ar-Station gegenüber denen von Ar.«

»Genaugenommen ist Ar-Station ein Vorposten Ars«, sagte Tasdron. »Ganz im Gegensatz zu Port Cos, bei dem es sich um eine Kolonie handelt und dessen Bindungen zu Cos weitgehend historisch und kulturell betont sind.«

»Dennoch sind Wächter dieser beiden Instanzen seit Wochen in Victoria und haben keine Anstrengung unternommen, gegeneinander vorzugehen.«

»Vielmehr sind sie sich geflissentlich aus dem Weg gegangen«, sagte Tasdron nachdenklich.

»Die Lage der Hauptquartiere dürfte beiden Seiten bekannt sein«, meinte Callimachus.

»Stimmt«, räumte Tasdron ein.

»Und doch hat keiner die Stellung der anderen gestürmt.«

»Stimmt«, wiederholte Tasdron.

»Hast du dann nicht auch den Eindruck, daß die Soldaten andere Dinge im Sinn haben, die wichtiger sind als die Differenzen, die zwischen beiden Städten bestehen?«

»Mag sein.«

»Ich unterstelle, daß die Sicherheit am Fluß beiden wichtiger ist als die fernen Kriege ihrer Verbündeten«, meinte Callimachus.

»Das mag stimmen«, sagte Tasdron, »aber es wäre doch auf keinen Fall etwas, was man offen zugibt.«

»Was könnte klarer darauf hindeuten, als die Anwesenheit beider Parteien in Victoria, ohne daß es zu Auseinandersetzungen gekommen ist?«

»Aemilianus wird sich niemals mit uns besprechen, wenn er erfährt, daß auch Callisthenes an den Beratungen teilnehmen soll, ebenso wird Callisthenes an keinem Treffen teilnehmen, zu dem jemand von Ar-Station kommt.«

»Keiner der beiden braucht vom Kommen des anderen vorher zu wissen«, sagte Callimachus.

»Und was wirst du tun, wenn sie die Wahrheit dann doch erfahren?«

»Versuchen, Blutvergießen zu vermeiden«, antwortete Callimachus.

»Ich hoffe, das wird dir gelingen«, sagte Tasdron düster. »Sollte Aemilianus oder Callisthenes in meiner Taverne getötet werden, würde der Vorfall der Aufmerksamkeit der verbündeten Wächter wohl kaum entgehen.«

»Darauf kannst du wetten«, sagte Callimachus lächelnd. »Ihre Rache wäre zweifellos prompt und gnadenlos.«

Tasdron erschauerte. In gewissen Dingen sind Goreaner sehr ungeduldig.

»Glyco, der ja ein Kaufmann aus Port Cos ist, kann sich offen mit Callisthenes treffen, ohne Verdacht zu erwecken. Es wird also keine Mühe machen, Callisthenes hierher zu

holen. Anders steht es mit Aemilianus. Kaum anzunehmen, daß wir uns unauffällig mit ihm in Verbindung setzen können. Darin liegt eine gewisse Gefahr. Zweifellos wird er – wie auch Callisthenes – von Spionen der Piraten überwacht.«

»Ich habe Hunger«, sagte ich.

»Peggy!« rief Tasdron laut.

Hastig sprang das Mädchen auf und eilte mit klirrenden Glöckchen herbei. »Ja, Herr?«

»Bring mir Brot und Fleisch«, sagte ich zu ihr.

»Mir auch«, befahl Callimachus und schien durch sie hindurchzusehen.

»Ja, Herr«, bestätigte sie. Ihre Unterlippe zitterte.

»Mir auch«, gab Tasdron auf. »Und bring auch gleich Käse und Datteln mit.«

»Ja, Herr«, sagte sie. »Wünschen die Herren etwas zu trinken?«

»Wasser«, bestellte Callimachus.

Tasdron und ich ließen schwarzen Wein kommen.

»Es wäre ratsam, heute abend keinen Paga zu reichen«, bemerkte Tasdron, als das Mädchen davongehuscht war.

»In der Tat«, sagte Callimachus lächelnd.

»Hast du Angst vor der Zusammenkunft?« fragte Tasdron.

»Natürlich«, sagte Callimachus. »Ich bin kein Dummkopf.«

»Ich hätte gedacht, du hast vor nichts Angst.«

»Nur ein Dummkopf spürt niemals Angst«, äußerte Callimachus.

»Was weißt du von Callisthenes?« wollte ich von Callimachus wissen.

»Er ist Hauptmann der Wächter von Port Cos«, antwortete dieser. »Er kennt sich mit dem Schwert aus. Er ist schlau, ich halte ihn für einen guten Offizier.«

»Er war es doch, der in Port Cos dein Nachfolger war, als du des Dienstes enthoben wurdest.«

»Ja«, sagte Callimachus lächelnd, »aber ich versichere dir,

daß ich ihm das nicht vorwerfen werde, auch wird das unsere Zusammenkunft nicht negativ beeinflussen.«

»Wenn er mit dir zusammenarbeiten will«, sagte ich.

»Richtig.«

»Meinst du, er wird sich an dich erinnern?«

»Ich nehme es doch an«, sagte Callimachus nachdenklich.

»Beweise, die vor fünf Jahren von Callimachus in Port Cos vorgelegt wurden, kosteten Callisthenes eine frühe Beförderung; es ging um eine kleine Unterschlagung.«

»Solche Dinge sind nicht selten«, sagte Callimachus, »doch ich wollte sie in meinem Kommando nicht dulden.«

»Ich verstehe«, sagte ich, denn ich respektierte die Kasten-ehre. Ehre war Ehre, in kleinen wie auch in großen Dingen. Ja, wie kann man wohl in großen Dingen ehrenvoll handeln, wenn man das bei Kleinigkeiten nicht tut?

»Und später«, fuhr Tasdron fort, »waren es die Aussagen Callisthenes', die zu Callimachus' Verlust seines Kommandos führten.«

»Er tat seine Pflicht, wie ich zuvor die meine getan hatte«, sagte Callimachus. »Als Soldat kann ich ihm das nicht vorwerfen. Heute bedaure ich nur, daß ich nicht selbst zurückgetreten bin. Damit hätte ich die Schande der Anhörung, der Ermahnung meiner Offizierskollegen und der öffentlichen Entfernung aus meinen Ämtern entgehen können.«

»Mag dies sein, wie es will«, sagte Tasdron, »jedenfalls sind das alles keine guten Vorzeichen für unsere Pläne.«

»Daran läßt sich nichts mehr ändern«, stellte Callimachus fest. »Wenn ihr wollt, ziehe ich mich aus der Angelegenheit zurück.«

»Unsinn!« sagte Tasdron. »Man erinnert sich in Port Cos voller Zuneigung an dich. Ich weiß das von Glyco. Warum sollte er dich sonst in Victoria aufgesucht haben?«

»Ich verspreche, daß ich mit Callisthenes gut zusammenarbeiten werde«, sagte Callimachus.

»Was wißt ihr über Aemilianus aus Ar-Station?« fragte ich Callimachus und Tasdron.

»Victoria liegt dichter bei Port Cos als bei Ar-Station«, antwortete Tasdrön. »Überhaupt ist Ar vorwiegend eine Landmacht. Über Männer wie Aemilianus wissen wir hier wenig. Ich habe sagen hören, er sei ein guter Offizier.«

»Ich weiß nichts über ihn«, antwortete Callimachus, und seine Stimme hatte sich etwas verschärft, »außer daß er aus Ar stammt.«

»Du läßt dir anmerken, daß du mit Cos sympathisierst«, sagte ich warnend. »Es führt wirklich zu nichts, sollten dieser Bursche und du das Bedürfnis verspüren, euch gegenseitig in Stücke zu hauen.«

»Noch dazu in meiner Taverne!« grollte Tasdrön.

»Das unmittelbare Problem bleibt ungelöst«, sagte Callimachus. »Wie setzen wir uns mit Aemilianus in Verbindung und bringen ihn zu dieser Zusammenkunft, ohne die Spione des Policrates zu alarmieren?«

»Ich glaube, wir haben keine andere Wahl, als ihn direkt anzusprechen und dabei die unvermeidlichen Risiken einzugehen«, sagte Tasdrön.

»Und selbst wenn uns das gelänge«, warf Callimachus ein, »meinst du, daß er als Krieger aus Ar, als Hauptmann, sich so einfach verkleidet und eine Zusammenkunft in Victoria aufsucht? Bestimmt weiß er, daß es in dieser Stadt viele Leute gibt, die Ar keine Sympathien entgegenbringen. Er wird mißtrauisch sein.«

»Sicher verlangt er, daß das Treffen in seinem Hauptquartier stattfindet«, meinte Tasdrön.

»Dann brauchen wir Callisthenes nur dazu zu bringen«, bemerkte Callimachus verbittert, »sich in die Gewalt der Soldaten aus Ar-Station zu begeben.«

»Vielleicht ist er tollkühner, als wir glauben«, sagte ich.

»Ich verstehe das nicht.«

»Weshalb ist er nach Victoria gekommen?« fragte ich.

»Um den Topas zu finden«, sagte Tasdrön.

»Ich habe einen Plan!« verkündete ich.

»Und der wäre?«

»Hast du den Hauptschlüssel für die Kragen und Glöckchen deiner Mädchen?«

»Ja«, sagte Tasdrón.

Daraufhin zog ich aus meinem Beutel ein Stück Seide. Es umhüllte etwas Schweres, das ich vorsichtig auf den Tisch legte. »Ich glaube, die Sache wird nicht so schwierig, wie ihr vermutet«, sagte ich.

»Ich verstehe«, sagte Tasdrón und bäugte das seidenumhüllte Etwas, das ich auf den Tisch gelegt hatte. Es hatte verräterisch geklirrt.

»Herren«, sagte Peggy und stellte ein Tablett auf den Tisch. Darauf standen Teller mit Brot und Fleisch, ein Teller mit Käsesorten, eine Schale Datteln, ein Krug Wasser, ein Topf dampfenden schwarzen Weins, winzige Gefäße mit Zucker und Sahne und drei Kelche. Auf dem Tisch verteilte sie im übrigen kleine Silberlöffel aus Tharna, die zum schwarzen Wein gebraucht wurden, und vor jedem Mann eine mit einem Kailiaukhorn-Griff versehene Eßgabel. Es folgten Fingerhandtücher und eine silberne Handwaschschale aus Tharna-Silber. Als sie fertig war, kniete sie nieder und blickte mich an.

Ich faltete die Seide zur Seite und brachte die kleine dreieckige Glocke, die Halskette und das kleine metallene, rechteckige verschlossene Münzkästchen zum Vorschein.

»Weißt du, was das ist?« fragte ich sie.

»Ja, Herr«, flüsterte sie verängstigt.

»Ausgezeichnet«, sagte Tasdrón, »eine ausgezeichnete Idee. Damit erregt sie nicht mehr Aufmerksamkeit als jedes andere Münz-Mädchen auf der Straße.« Und er machte sich daran, sie von ihrem Sklavenkragen und den Glöckchen zu befreien.

»Ob sie wohl Erfolg hat?« fragte Callimachus, nachdem Tasdrón das Mädchen belehrt und auf die Straße geschickt hatte.

»Sie ist Sklavin«, antwortete Tasdron. »Es ist durchaus in ihrem Interesse, ihren Auftrag zu erfüllen.«

»Essen wir«, sagte ich. »Ich habe Hunger.«

»Ich auch«, sagte Callimachus.

»Ich auch«, sagte Tasdron.

25

»Florence!« rief ich.

»Herr!« antwortete sie erfreut.

»Du bist es wirklich!« sagte ich lachend.

»Ja.«

»Wie schön, dich zu sehen!«

»Ohne Zweifel ist es für einen Mann schön, mich zu sehen, wie ich jetzt bin«, sagte sie lachend.

Es war die achtzehnte Ahn, zwei Ahn vor der zwanzigsten Ahn, der goreanischen Mitternachtsstunde, zu der im Hinterzimmer von Tasdrons Taverne unser Geheimtreffen beginnen sollte. Ich hatte hinten mein Abendessen beendet und war dann, Callimachus und Tasdron im Gespräch zurücklassend, nach vorn in den großen Gastraum der Schänke gegangen. Bis zur zwanzigsten Ahn wollte ich mir die Füße vertreten.

»Wie ich sehe, bist du gut gesichert«, stellte ich fest.

»Mein Herr hat dafür gesorgt«, entgegnete sie stolz.

In Tasdrons Taverne gab es – wie in vielen Lokalen – an einer Wand eine Reihe von Ringen, an der man seine Sklaven festbinden konnte, während man speiste oder trank.

»Wie schön du bist!« sagte ich und ging neben ihr in die Knie. »Welch unglaubliche Veränderung!« Ich umfaßte ihr Kinn und drehte ihren Kopf hin und her.

»Du bist es eben nicht gewöhnt, mich in der Tunika und im Kragen einer Sklavin zu sehen«, sagte sie.

»Nein«, antwortete ich. »Hier ist weitaus mehr geschehen.« Ich senkte die Hand.

»Ja, Herr«, sagte sie lächelnd.

Mein Blick wanderte über sie dahin und registrierte die angenehmen Rundungen ihrer Brüste, die Flächen ihres Leibes, die Ausschwingungen ihrer Hüften, die liebliche Krümmung ihrer Oberschenkel, Knie und Waden, die kleinen, nackten Füße.

»Du bist erstaunlich schön, Florence«, sagte ich.

»Danke Herr«, erwiderte sie.

»Dein Herr hat dich gut angekettet – man hätte Mühe, dich zu stehlen«, fuhr ich lächelnd fort.

»Ja, Herr.«

»Dein Herr muß dich für sehr wertvoll halten.«

»Ich bin nur eine Sklavin«, sagte sie und senkte lächelnd den Kopf.

»Wer ist dein Herr?«

»Miles aus Vonda«, erwiderte sie.

»Das habe ich mir doch beinahe gedacht.«

»Er erstand mich bei einer Geheimauktion«, sagte sie, »die im Lager des Sklavenhändlers Tenalion stattfand.«

»Was hat er geboten?«

»Hundert Goldstücke«, sagte sie lächelnd und ohne den Kopf zu heben.

»Eitler kleiner Sleen!« rief ich lachend.

»Es stimmt«, beteuerte sie.

»Großartig! Ich selbst habe von Tenalion nur zehn Silber-Tarsks für dich erhalten.«

»Das Gold war zweifellos weitaus mehr, als ich wert war«, sagte sie.

»Nicht für Miles aus Vonda.«

»Nein.«

»Bist du glücklich?« fragte ich.

Hastig hob sie den Kopf. »O ja!« rief sie. »Ja! Ja, ich bin sehr glücklich, Herr!«

»Das freut mich für dich.«

»Als ich noch frei war, hatte ich keine Ahnung, daß Miles sich als echter Mann erweisen könnte. Hätte ich das auch nur geahnt, hätte ich mich ihm zu Füßen geworfen und um seinen Kragen gebeten.«

»Wärst du eine freie Frau geblieben, hätte er sich dir gegenüber niemals dermaßen als Mann erweisen können.«

»Das stimmt«, sagte sie. »Als freie Frau hätte er mich nicht behandeln können, wie er und ich es wollten.«

»Es freut mich, daß du glücklich bist«, sagte ich.

»Aber er ist streng mit mir«, fuhr sie fort. »Ich muß ihm in allem gehorsam sein.«

»Selbstverständlich.«

»Meine einzige Angst ist, daß er meiner überdrüssig wird oder mich verkauft«, sagte sie. »Ich gebe mir solche Mühe, ihm zu gefallen.«

»Er ist ein glücklicher Mann. Wie nennt er dich?«

»Florence.«

»Er gab dir deinen alten Namen als Sklavennamen. Wie geht es Miles aus Vonda?«

Ihr Blick umwölbte sich. »Er hat es zur Zeit sehr schwer«, entgegnete sie. »Krieger aus Ar kampierten bei ihrem Rückzug nach Süden auf seinem Besitz. Voller Zorn äußerte er sich in ihrer Gegenwart über Ar. Daraufhin brannten sie seinen Besitz nieder und trieben seine Hurt und Tharlarion auseinander.«

»Was macht er in Victoria?« wollte ich weiter wissen.

»Er ist auf dem Weg nach Westen, am Fluß entlang«, sagte sie. »Sein Ziel ist Turmus. Er hat dort Freunde, die einen Kredit für ihn aushandeln sollen; er will seinen Besitz wiederaufbauen.«

»Es ist gefährlich, auf dem Fluß zu reisen«, sagte ich. »Die Flußpiraten sind im Augenblick besonders kühn und aktiv.«

»Das Risiko müssen wir eingehen.«

»Wie groß ist sein Gefolge?« fragte ich. Davon hing natürlich die Sicherheit seines Vorhabens ab.

»Er hat nur mich und Kronдар bei sich, einen Kampfsklaven.«

»Nur zwei?« fragte ich.

»Ja. Seine anderen Sklaven hat er verkauft, um Geld für die Reise aufzubringen.«

»Dich hat er aber nicht verkauft.«

»Er hat mich behalten«, sagte sie lächelnd und veränderte ihre Position an der Kette.

»Und Kronдар.«

»Ja«, sagte sie. »Er mag Kronдар, und am Fluß kann ein Kampfsklave sehr nützlich sein.«

»Das stimmt«, sagte ich.

Ich erinnerte mich an Kronдар. Einmal hatte ich ihm sogar in der Kampfgrube gegenübergestanden; damals war ich ebenfalls Kampfsklave gewesen. Kronдар war ein Veteran der Kampfarenen Ars. Er hatte sogar mit dem gespickten Knüppel und dem Klingenhandschuh gekämpft, ein unter-setzter, rundlicher, kräftiger Mann. Gesicht und Oberkörper waren von zahlreichen Narben entstellt, unauslöschliche Spuren eines blutigen Lebenslaufes in den Arenen.

»Ihr solltet Victoria erst wieder verlassen«, sagte ich, »wenn mehrere Schiffe sich zu einem Konvoi nach Westen zusammenfinden.«

»Mein Herr ist ungeduldig«, sagte sie.

»Jedenfalls war es großartig, dich einmal wiederzusehen, Sklavin«, sagte ich.

»Ich möchte dir noch danken«, sagte Florence, »daß du mich vor langer Zeit gefangen und verkauft hast. Du hast mich zur echten Frau gemacht. Und ohne dich hätte ich niemals meinen Herrn kennengelernt, Miles aus Vonda.«

Ich stand auf und verließ die Taverne. Draußen sah ich mich um und entdeckte eine stämmige Gestalt, die neben einigen Bündeln an der Tavernenmauer hockte. Grinsend näherte ich mich dem Mann, der den Kopf hob und mich knurrend davor warnte, näherzukommen.

»Kronдар!« sagte ich.

Der vernarbte Kopf hob sich noch mehr. Um den Hals lag ein breiter Metallreif. »Herr?« fragte Krondar.

»Nenn mich nicht ›Herr‹«, sagte ich. »Ich bin Jason, inzwischen in Freiheit lebend. Bei Vonda haben wir einmal gegen dich gekämpft.«

»Frei?« fragte das Monstrum und kniete nieder.

Ich zog ihn hoch. »Ich bin Jason«, sagte ich. »Erinnerst du dich an Jason?«

Der Sklave musterte mich im Mondschein. Dann stieg ein dumpfes Lachen aus seiner Kehle auf. »Es war ein guter Kampf«, sagte er.

Im Mondschein umarmten wir uns. Gemeinsam war uns die Brüderschaft der Kampfarena.

»Es tut gut, dich wiederzusehen, Krondar«, sagte ich.

»Es tut gut, dich wiederzusehen – Jason«, antwortete er.

Abrupt wandte ich mich um, denn ich hörte hinter mir Stahl aus einer Scheide gleiten.

Ich erblickte Miles aus Vonda, der mich aufgebracht und mit gezogenem Schwert erwartete. Neben ihm stand seine liebliche Sklavin Florence in ihrer kurzen grauen Tunika. Ich trat einen Schritt von Krondar weg und wich ein Stück zurück. Miles aus Vonda folgte mir mit erhobenem Schwert.

»In der Taverne«, sagte er, »hast du da meine Sklavin belästigt?«

»Ich habe mit ihr gesprochen«, sagte ich.

»Zieh dein Schwert!« forderte er.

»Kennst du mich nicht?«

»Du bist Jason«, sagte er, »ehemals Kampfsklave.«

»Ja.«

»Zieh deine Waffe!«

»Bitte, Herr!« flehte die Sklavin. »Er wollte nichts Böses! Bitte!«

»Schweig, Sklavin!«

»Ja, Herr«, antwortete sie bedrückt.

Einige Männer waren Miles aus der Taverne gefolgt und beobachteten die Szene.

»Wird es nötig sein, dich zu töten, während dein Schwert in der Scheide steckt?« fragte Miles aus Vonda.

»Bitte nein, Herr!« weinte Florence, sank neben ihm in die Knie und umfaßte sein Bein. Er schob sie mit dem Fuß zur Seite. Weinend lag sie auf dem Pflaster. Sie hatte ohne Erlaubnis gesprochen. Sie hatte sich in die Angelegenheiten von Männern eingemischt. Zweifellos würde er sie dafür heute abend bestrafen.

»Zieh blank!« forderte Miles aus Vonda.

Die Menge der Zuschauer wurde größer. Ein Mann hatte zornig etwas gemurmelt, als er Miles' Herausforderung hörte. Ich sah, daß mehrere die Hände auf die Schwertgriffe gelegt hatten. Voller Freude machte ich mir klar, daß diesen Burschen die Szene ganz und gar nicht gefiel. Peggy hatte mir gesagt, daß ich in Victoria nicht unbekannt sei. Nun ging mir auf, daß man mich aus dem Hafen kannte. Vielleicht hatte man auch erfahren, daß ich Grat den Dieb aus Victoria vertrieben und mich in der Taverne des Hibron - allerdings vergeblich - bemüht hatte, Miß Henderson aus großer Gefahr zu befreien. Vielleicht war ihnen auch bekannt, daß ich von meinem Unwillen über die Strafaktion der Piraten auf den Piers von Victoria keinen Hehl gemacht hatte. Mit einigen dieser Burschen hatte ich getrunken und gearbeitet.

»Zieh!« forderte Miles aus Vonda.

Ich glaube nicht, daß er die Gefahr erkannte, in der er schwebte. Mir ging es in dieser Lage vor allem darum, sein Leben zu retten.

»Ich hatte dich für einen Mann der Ehre gehalten«, sagte ich.

»Ich möchte doch hoffen, daß ich das bin«, antwortete Miles aus Vonda.

»Ich arbeite hier im Hafen«, sagte ich. Aus den Augenwinkeln bemerkte ich, daß Krondar sich herumdrehte, um mehrere Männer, die angespannt zuschauten, im Auge zu behalten. Wenigstens ahnte er die Gefahr, in die sich sein

Herr begeben hatte. Kein Zweifel, Krondar würde gegen eine Übermacht vorgehen, auch wenn er dafür mehrere Schwerthiebe in die Brust empfangen würde. »Wie hätte ich dann, während ich auf den Piers arbeitete, die Zeit finden können, eine Schwertgeschicklichkeit zu entwickeln, die der deinen entspräche?«

Ärgerlich schob Miles aus Vonda das Schwert wieder in die Scheide. Er brauchte nicht zu wissen, daß ich mir viel Zeit genommen hatte, mich mit dem Schwert vertraut zu machen und daß ich dabei ein gewisses natürliches Geschick entwickelte. In Wahrheit, davon war ich überzeugt, wäre ich gegen den stolzen Vondaner durchaus nicht im Nachteil gewesen. Ich hätte gern gewußt, ob ich ihn hätte töten können. Andererseits wollte ich ihm nicht schaden. Und vor allem sollten die Victorianer nicht erfahren, daß ich das Schwert beherrschte. Jason, der Hafenarbeiter, in Victoria hier und dort bekannt, galt in dieser Beziehung als ahnungslos. So wie Callimachus weiter den Heruntergekommenen spielte, um unsere Pläne zu fördern, mußte ich mit meiner Unerfahrenheit im Kampf hausieren gehen.

»Ich werde dich nicht töten«, sagte Miles aus Vonda geizt.

»Das ist eine wirklich erfreuliche Nachricht«, bemerkte ich.

Die Männer ringsum atmeten auf. Miles aus Vonda wußte es nicht, doch er hatte sich und Krondar soeben das Leben gerettet und womöglich auch das seiner Sklavin. Ein Dutzend Klingen hätten ihn durchbohrt, ehe er überhaupt an mich herangekommen wäre.

Ein Gefühl der Sympathie für die Männer aus Victoria wallte in mir auf.

»Krondar«, sagte Miles aus Vonda und deutete auf mich.

»Schlag ihn zusammen.«

»Wenn du willst, Herr, greife ich ihn an«, erwiderte Krondar. »Aber schlagen kann ich ihn nicht.«

»Wie soll dann meiner Ehre Genüge getan werden?« fragte Miles aus Vonda und blickte mich an.

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich.

Er kam auf mich zu und versetzte mir mit der rechten Hand eine schmerzende Ohrfeige. Anschließend spuckte er mich an. Männer schrien zornig auf. Krondar schnappte nach Luft. Florence wimmerte. Automatisch spannte ich die Muskeln an – aber darüber hinaus reagierte ich nicht.

Nun drehte sich Miles aus Vonda um und bedeutete Krondar mit einer Handbewegung, die Bündel aufzunehmen, die er bewacht hatte. Dann marschierte er in die Straße des Lycurgus, gefolgt von Florence und einige Schritte danach von Krondar mitsamt seiner Last.

Ich wischte meine Tunika ab und reinigte mir anschließend die Hand am Bein.

»Warum hast du ihm nicht das Genick gebrochen?« fragte einer der Männer.

»Er ist eigentlich ein netter Bursche«, antwortete ich. »Außerdem solltest du dir mal die Sklavin anschauen.« Wir blickten ihr nach, der kaum bekleideten, brünetten Schönheit, die ihrem Herrn auf dem Fuße folgte. »Wer wäre nicht eifersüchtig, wenn es um eine solche Sklavin ginge?«

»Vielleicht hast du recht«, sagte der Mann neben mir und grinste.

26

Wir schrieben die neunzehnte Ahn, eine Ahn vor der zwanzigsten Ahn, der goreanischen Mitternacht.

Ich war auf sträfliche Weise unvorsichtig. Ich hatte an Miles aus Vonda gedacht und an seine Sklavin, die ehemalige Lady Florence aus Vonda. Ich freute mich über ihr Glück und beneidete ihn ein wenig.

»Halt!« sagte da eine drohende Stimme.

In der Nähe eines Holzstapels auf einer Pier wirbelte ich herum. Ich befand mich in einer ziemlich einsamen Ecke.

Gelegenheit, mein Schwert zu ziehen, hatte ich nicht. Der andere bohrte mir seine Klingenspitze bereits in den Unterleib. Vorsichtig wich ich zurück, bis ich mit dem Rücken am Holz stand.

»Du bist mir also gefolgt, Miles aus Vonda«, sagte ich. Er schwieg.

»Die Maske ist überflüssig«, fuhr ich fort. »Es ist hier dunkel, und wir sind allein.«

Das Schwert wurde einige Zoll weit zurückgezogen. »Nimm die Hände an die Seite und knie langsam nieder.«

Ich gehorchte.

»Und langsam, behutsam, legst du deinen Schwertgurt mitsamt der Klinge auf den Boden.«

Langsam ließ ich mir den Gürtel von den Schultern gleiten und legte ihn mit der Waffe auf die Bohlen.

»Du bist nicht Miles aus Vonda«, sagte ich, denn seine Stimme war mir fremd. »Wer bist du?« fragte ich. »Ein Räuber?«

Er schwieg. Ich behielt sein Schwert im Auge.

»Ich habe etwas Geld bei mir«, fuhr ich fort, »das gebe ich dir. Du brauchst mich nicht zu töten.«

»Sei kein Dummkopf«, antwortete er. »Wo ist er?«

»Wer?«

»Der Topas!«

»Du bist der Kurier von Ragnar Voskjard!« rief ich. Es mußte der Mann sein, der mir, um sich während der Durchsuchung der Taverne des Cleanthes zu schützen, den Topas in den Beutel geschoben hatte. Ich war im Inneren der Taverne nicht mehr durchsucht worden, weil ich – wie auch einige andere – kurze Zeit vorher schon außerhalb des Lokals nach dem Topas abgeklopft worden war. Vermutlich war der Kurier ein wichtiger Mann und seine Identität ein gut behütetes Geheimnis.

»Wo ist der Topas?« fragte er nachdrücklich.

»Du warst es, nicht wahr, der in mein Haus eindrang, es

durchsuchte und die Lady Beverly eingehend nach dem Topas befragte!«

»Ich fand ihn dort nicht«, sagte er drohend.

»Aber du erzieltest etwas für eine Mühen«, erinnerte ich ihn. »Du brachtest Lady Beverly dazu, dich um deine Gunst anzuflehen, die du ihr dann höflicherweise nicht vorenthieltest.«

»Sie war nicht unattraktiv«, sagte er.

»Eine freie Frau zu vergewaltigen ist ein schlimmes Verbrechen«, sagte ich.

»Ich kenne mich mit Frauen aus«, antwortete er. »Sie war eine geborene Sklavin.«

»Dazu kann ich nichts sagen«, erwiderte ich.

»Lady Beverly wandte sich dann aber von dir ab und verständigte die Wächter von Port Cos, die ebenfalls dein Haus und deinen Garten absuchten – aber nichts fanden.«

»Du bist gut informiert«, stellte ich fest.

»Wo ist der Topas?« fragte er.

»In Sicherheit«, antwortete ich. Auf keinen Fall brauchte er zu wissen, daß ich den Stein, einem Plan folgend, Policrates persönlich ausgehändigt hatte.

»Möchtest du auf der Stelle sterben?«

»Wenn du mich tötest, wie willst du dann den Topas finden?«

Er zog das Schwert ein Stück zurück. »Ich habe dich beobachtet«, sagte er. »Dabei war ich sehr geduldig. Aber du führtest mich nicht zu dem Topas. Ich kann nicht ewig warten. Es gibt Leute, denen ich eine Antwort schulde.«

»Wenn ich dir den Stein aushändige, welcher Wert hätte dann mein Leben für dich?«

»Keinen.«

»Unter diesen Umständen verstehst du sicher, daß ich nicht begierig bin, dir den Stein zu überlassen.«

»Aber auch ich muß vielleicht sterben«, sagte er drohend, »wenn ich den Topas nicht ans Ziel bringe.«

»Du bist wirklich in keiner beneidenswerten Lage – wie ich.«

»Und da hätte ich wenig zu verlieren, wenn ich dich umbrächte.«

»Diese Tatsache ist mir nicht entgangen«, räumte ich ein.

»Es gibt aber eine einfache Lösung für unsere Schwierigkeiten«, meinte er, »eine Lösung, die im Interesse von uns beiden ist.«

»Indem du mich nämlich verschonst, wenn ich dir den Topas gebe.«

»Natürlich.«

»Aber welche Garantie hätte ich, daß du dich an eine solche Abmachung hältst?«

»Ich gebe dir mein Wort«, sagte er.

»Mit allem gebotenen Respekt muß ich anmerken«, sagte ich, »daß Piraten und alle, die sich mit ihnen verbünden, nicht gerade wegen ihrer Ehre bekannt sind.«

»Hast du eine andere Wahl?« fragte er und hob das Schwert.

»Ich zeige dir, wo ich den Topas versteckte habe.«

»Erhebe dich langsam!« befahl er. »Und geh langsam. Laß dein Schwert liegen.«

Ich richtete mich vorsichtig auf und begann behutsam und unbewaffnet zwischen den auf den Piers gelagerten Waren auszuschreiten. Er blieb hinter mir, und das blanke Schwert war kampfbereit erhoben. Wäre ich auf ihn losgegangen, hätte er mich niederschlagen können, ehe ich auch nur in seine Nähe kam. Und ich wagte ihm nicht wegzulaufen, da er mich vermutlich mit seiner Klinge noch erreicht hätte, ehe ich außer Reichweite war.

»Langsam, Langsam!« sagte er warnend.

»Hier ist das Versteck.« Und wirklich hatte ich den Stein dort verstaubt gehabt. Natürlich hatte ich ihn später aus dem Versteck wieder herausgeholt, ehe ich ihn in die Festung des Policrates brachte. Vorsichtig griff ich nach einem der schweren rechteckigen Granitblöcke, die etwa sechs mal

sechs mal achtzehn Zoll maßen und in einer Art Pyramide inmitten anderer Baumaterialien aufgestapelt lagen. Der ursprüngliche Käufer war aus dem Vertrag ausgestiegen, und die Steine sollten nun hier den Winter über neben dem Lagerhaus des Steinbruchs liegen, bis im Frühling ein guter Auktionspreis zu erzielen war. Das vorübergehende Festliegen der Steine und ihr Gewicht und ihr geringer Preis hatten mich bewogen, hier das ideale Versteck für den Topas zu sehen. Es lag überdies kaum mehr als vierhundert Meter von der Arbeitsvermittlung des Hafens entfernt, die ich morgens oft aufsuchte, um Beschäftigung zu finden.

»Niemand würde vermuten, daß der Topas hier versteckt ist«, sagte ich nachdenklich.

»Hast du ihn noch?« fragte der Mann hinter mir. Er war groß und hager. Auf den ersten Blick hatte ich ihn für Miles aus Vonda gehalten.

Mir ging auf, daß ich nicht mehr viel Zeit hatte. Vorsichtig bewegte ich einen anderen Stein. Dann nahm ich einen dritten in die Hände und gab mir den Anschein, als müsse ich mich damit abmühen.

»Du willst mich verschonen, wenn ich dir den Topas gebe«, sagte ich.

»Ja, ja!« rief er.

»Hier ist er«, sagte ich.

Er schlug mit der Klinge zu, und ich stieß im Umdrehen den Granitblock hoch, um den Hieb abzublocken. Funken sprühten, Gesteinssplitter flogen in alle Richtungen. Ich trat den Mann von dem Stein fort, den ich noch in den Händen hielt. Er torkelte rückwärts. Ich wartete, bis er aufrecht stand, bis er das Gleichgewicht zurückgewonnen hatte. Dann schleuderte ich von unten herauf den Granitblock in seine Richtung. An der linken Schulter wurde er getroffen. Er japste und wirbelte, von dem Stein gedreht, herum. Ich stürzte mich auf ihn, hielt aber inne, als er sich schnell herumdrehte. Sein Schwertstoß war um etwa einen Fuß zu kurz. Ich trat einen Schritt zurück. Er rückte nicht vor. Er

atmete schwer. Sein linker Arm hing leblos herab. Vermutlich war seine ganze linke Schulter gelähmt.

»Ach, der Stein war doch nicht da«, sagte ich. »Ich scheine mich geirrt zu haben.«

Keuchend und taumelnd kam er auf mich zu. Ich machte kehrt und ergriff schnellfüßig die Flucht. Geschickt kehrte ich zu den Holzstapeln zurück, bückte mich und nahm das Schwert auf, das ich dort zurückgelassen hatte. Als ich mich umwandte, sah ich ihn langsam, mühsam folgen. Als er gewahrte, daß ich meine Klinge erhoben hatte, blieb er stehen. Diese Reaktion überzeugte mich, daß der Mann nicht aus Victoria stammen konnte. In Victoria glaubte man, daß ich mich mit dem Schwert nicht auskannte. Wäre er aus der Stadt gewesen, hätte er mich wohl trotz seiner Schmerzen angegriffen.

»Verräterischer Sleen!« fauchte er.

»Nicht ich habe heimtückisch mit dem Schwert zugeschlagen«, bemerkte ich.

»Sleen!« wiederholte er.

»Holla, zu Hilfe!« rief ich laut. »Heda, was tust du da? Wer bist du! Verschwinde von hier! Wir gestatten es nicht, daß sich auf diesen Piers Diebe herumtreiben!«

Der Mann erbebt vor Zorn und trat einen Schritt vor.

»Fort mit dir, du Dieb!« rief ich. »Fort!«

»Sei still, du Dummkopf!« sagte der Mann.

»Dieb! Dieb!« rief ich. »Hier stiehlt man nicht ungestraft, Bursche, du bist hier in Victoria!«

»Was geht hier vor!« rief eine Stimme weiter hinten an der Pier.

»Hilfe! Hilfe!« rief ich. »Ein Dieb!«

Ich schaute über die Schulter zurück und sah eine Laterne näher kommen. Zwei Männer näherten sich mit Sklaven.

»Sleen!« sagte der Mann mit der Maske, dann machte er kehrt und floh mit schnellen Schritten.

»Bist du das, Jason?« fragte einer der Näherkommenen.

»Ja«, erwiderte ich und steckte das Schwert fort.

»Was ist?«

»Ich habe da einen Mann auf den Kais herumschleichen sehen«, sagte ich. »Bestimmt führte er nichts Gutes im Schilde.«

»Er scheint fort zu sein«, sagte der erste Mann.

»Ja. Vorhin war er drüben beim Steinlager. Er machte sich am Granit zu schaffen, an der festliegenden Ladung.«

»Dort gibt es aber nichts Wertvolles zu finden«, meinte der zweite Mann.

»Da hast du recht«, sagte ich.

27

»Wir haben schon die zweite Ahn«, sagte Callimachus. »Sie kommen bestimmt nicht mehr.«

Peggy kniete vor Tasdron, ihrem Herrn. Noch immer trug sie die schwere Kette mit der Glocke und dem Münzkasten.

»Hast du getan, was Jason dir aufgetragen hat?« fragte Tasdron.

»Ja, Herr«, antwortete sie. »Ich suchte Aemilianus auf, Hauptmann der Wächter von Ar-Station. Kniend bot ich mich ihm dar.«

»Ja«, sagte Tasdron.

»Und bei dem Versuch, ihm zu gefallen, flüsterte ich ihm zu, daß ich von Männern gesandt worden sei, die das Versteck des Topases kennen. Wenn er Informationen darüber wünschte, sollte er heute nacht zur zwanzigsten Ahn in die Taverne kommen.«

»Du bist aber selbst erst um die erste Ahn zurückgekehrt.«

»Ich habe Aemilianus erst kurz vor der zwanzigsten Ahn gefunden.«

»Warum?« fragte Tasdron.

»Männer haben mich aufgehalten«, sagte sie. »Ich trug die Glocke und den Münzkasten.«

Ich wog das Kästchen in der Hand. Mehrere Münzen klapperten darin.

»Auch Aemilianus hatte seinen Spaß mit mir«, fuhr sie beschämt fort. Schließlich sprach sie vor Callimachus, den sie heimlich liebte.

»Hat er seine Münze bezahlt?« fragte Tasdron.

»Ja«, sagte sie errötend.

»Aber er ist jetzt nicht hier«, stellte ich fest.

»Als er mich wieder fortschickte«, berichtete sie, »sagte er nur, ich solle zu meinem Herrn zurückkehren. Ich weiß nicht, ob er kommt.«

»Bring uns zu essen und zu trinken«, wandte sich Tasdron an Peggy und nahm ihr die Ketten ab. »Wo ist Glyco?« fragte er, als das Mädchen verschwunden war. »Er brauchte doch nur Callisthenes zu holen, den er gut kennt. Das müßte keine Schwierigkeiten machen. Die beiden hätten vor über einer Ahn hier sein müssen.«

»Ich weiß es nicht«, sagte ich.

»Vielleicht sind sie in eine Falle gelaufen«, sagte Tasdron. »Überall gibt es Spione. Vielleicht sind unsere Pläne längst verraten.«

»Die Taverne steht noch nicht in Flammen«, bemerkte ich.

»Ach, wundervoll!« rief Tasdron gereizt.

Ich lächelte.

»Du verstehst doch, welche Gefahren solche Unternehmungen bringen, nicht wahr?« fragte Tasdron.

»Ich glaube schon.«

»Es ist jemand an der Hintertür«, meldete Callimachus.

Tasdron eilte zum rückwärtigen Ausgang und durch den Korridor zum Seitenausgang des Gebäudes. Er öffnete ein Guckloch, schloß es wieder und öffnete die Tür. Zwei Gestalten wurden eingelassen, die Tür wieder hinter ihnen verriegelt. Ich erkannte Glyco, rundlich und kurzbeinig, schweratmend, in einen langen braunen Umhang gehüllt,

der das Weiß-Gold der Kaufleute verbarg. Der zweite Mann, groß und breit gebaut, hatte mich im Hauptquartier der Soldaten aus Port Cos verhört, als ich vor einigen Tagen, von Miß Henderson angeschwärzt, dorthin gebracht worden war. Tasdrons Aussage, ich könne unmöglich Ragnar Voskjards Kurier sein, hatte mich gerettet.

Auch der zweite Mann trug einen braunen Umhang über der Uniform. In der linken Hand, an den Körper gepreßt, hielt er einen Helm, der mit Sleenhaar bekränzt war.

Dieser Mann, das wußte ich nun, war Callisthenes.

Seine linke Schulter war ein wenig hochgezogen. Die rechte Hand, kräftig, breit und mit langen Fingern, schien gut um einen goreanischen Schwertgriff zu passen.

»Sei begrüßt, Callisthenes«, sagte Callimachus und erhob sich.

»Sei begrüßt, Hauptmann«, erwiderte Callisthenes. »Glyco sagte mir, daß du hier sein würdest.«

»Ich bin nicht mehr Hauptmann«, erwiderte Callimachus. »Diesen Posten bekleidest jetzt du.«

»Es gibt die verschiedensten Hauptleute in Port Cos«, sagte Callisthenes grinsend.

»Wie geht es den Männern?« erkundigte sich Callimachus.

»Sie – wie ich – erinnern sich deiner in Freundschaft«, entgegnete Callisthenes.

Die Männer gaben sich die Hände. Dies gefiel mir, denn ich hatte befürchtet, daß es zwischen den beiden Reibereien geben könnte. Schließlich war Callimachus aufgrund von Beweisen, die Callisthenes geliefert hatte, um seinen Posten gekommen. Callimachus aber trug ihm das nicht nach.

»Wir haben früher oft zusammen getrunken«, sagte Callimachus zu Tasdron.

»Nachdem Callimachus von seinem Posten entbunden worden war, ging es hauptsächlich auf seine Empfehlung zurück, daß ich zum Hauptmann befördert wurde«, bemerkte Callisthenes.

»Nobel gehandelt«, sagte Tasdron zu Callimachus.

»Er war am besten geeignet, mein Nachfolger zu werden«, sagte Callimachus. »Sonst hätte ich bestimmt nicht so gehandelt, trotz meiner Zuneigung zu ihm.«

»Ich habe mich bemüht, deinem Vertrauen gerecht zu werden«, meinte Callisthenes. Dann blickte er in die Runde.

»Kenne ich dich nicht?« fragte er mich.

»Ich war einer von mehreren Verdächtigen, die im Laufe der Suche nach dem Topas zum Verhör vorgeführt wurden«, sagte ich,

»Ja!« sagte Callisthenes. »Und hier haben wir ja Tasdron, der für dich aussagte. Wie heißt du?«

»Jason«, antwortete ich.

»Richtig, Jason aus dem Hafen.«

»Ich wäre schon eher gekommen«, sagte Glyco zu Tasdron, »aber ich konnte Callisthenes nicht so schnell finden.«

»Ich war dienstlich unterwegs«, warf dieser ein.

»Deine Schulter scheint verletzt zu sein«, bemerkte Tasdron.

»Ach, das ist nichts«, gab Callisthenes zurück und blickte in die Runde. »Was ist hier eigentlich los?« fragte er Callimachus. »Stimmt es, daß du Neues über den Topas zu berichten weißt?«

»Ich glaube, daß wir dir alles in Kürze erklären können«, sagte Callimachus.

»Weshalb die Verzögerung?« wollte Callisthenes wissen.

»Wir warten auf eine weitere Person.«

»Auf wen?«

»Eine Person, die du unbedingt kennenlernen muß«, sagte Callimachus.

»Na schön.«

Es klopfte leise an der Tür, und Peggy brachte ein Tablett mit Speisen und Getränken, die sie auf dem Tisch verteilte.

»Wir brauchen noch einen Kelch für unseren Freund«, befahl Tasdron. »Und einen weiteren für den Gast, der noch nicht eingetroffen ist.«

»Ja, Herr«, sagte Peggy.

»Ich hoffe sehr«, sagte Tasdron und musterte die Sklavin, »daß er überhaupt kommt.«

»Ich hoffe es auch, Herr«, flüsterte sie zitternd, richtete sich auf und floh förmlich aus dem Zimmer.

Gleich darauf wurde dreimal energisch an die Seitentür geklopft.

Wir sahen uns an. Glyco zog den Mantel enger um sich, bis das Weiß und Gold seiner Robe wieder verhüllt war. Callisthenes machte es ihm nach und verdeckte die Insignien von Port Cos. Tasdron stand auf und ging durch den äußeren Korridor zur Tür. Wir übrigen erhoben uns.

Gleich darauf erschien Tasdron wieder auf der Schwelle. »Tritt ein«, sagte er.

Ein großer Mann, der einen neutralen Helm trug, erschien an der Tür. Er warf die Kapuze eines langen braunen Reisemantels zurück. Das Surren des Stoffes verriet mir, daß er darunter eine Schwertscheide trug. Er schloß die Tür hinter sich und betrachtete uns. Sein Haar war braun und im Nacken kurzgeschnitten. Seine Wangen waren glattrasiert, sein Kinn ausgeprägt, sein Blick offen und klar.

»Ich bin Tasdron, der Wirt dieser Taverne und habe dich hierher eingeladen«, sagte Tasdron.

»Ich heiße Jason«, stellte ich mich vor, »und arbeite auf den Piers von Victoria.«

»Ich bin Glyco, ein Angehöriger der Kaufmannskaste.«

»Und ich Callimachus, Angehöriger der Kriegerkaste.«

»Ich kenne nur einen Krieger Callimachus«, antwortete der Mann, »und der war früher Hauptmann in Port Cos.«

»Wer ist das?« wandte sich Callisthenes an Tasdron. Seine Stimme klang unfreundlich. Wir alle waren aufgestanden. Ich bemerkte, daß die rechte Hand Callisthenes' unter seinem Umhang verschwunden war und auf dem Schwertgriff ruhte.

Der Neuankömmling hatte ebenfalls seine Waffe umfaßt.

»Wir sind Leute, die sich wegen einer gemeinsamen Sorge zusammenfinden«, sagte Tasdron.

»Wer ist das?« wollte der Neuankömmling von Tasdron wissen und deutete mit einer Kopfbewegung auf Callisthenes.

An der Tür entstand ein leises Geräusch, und der neue Mann suchte sofort Schutz mit dem Rücken zur Wand, wobei er keinen von uns aus den Augen ließ.

Peggy trat ein und brachte die zusätzlichen Kelche.

Tasdron seufzte hörbar.

Peggy, die die beiden Gefäße auf einem kleinen Tablett trug, drehte sich um und entdeckte den Zuletztgekommenen. Mit hastiger Bewegung kniete sie vor ihm nieder und senkte den Kopf.

»Die Sklavin!« sagte der Mann.

»Ja«, entgegnete Tasdron.

»Wenigstens bin ich hier am richtigen Ort.«

»Ja«, sagte Tasdron. »Bediene!« wandte er sich an Peggy.

»Ja, Herr!« sagte sie, richtete sich auf und begann den Tisch zu decken.

»Weshalb hat man mich zu dieser Zusammenkunft eingeladen?« fragte der Mann.

»Damit wir uns bei einem Projekt, das gemeinsame Interessen berührt, gegenseitig unterstützen«, erwiderte Tasdron.

»Wer ist das?« fragte der Mann und deutete mit einer Kopfbewegung auf Callisthenes.

»Wer ist das?« wollte Callisthenes drohend von Tasdron wissen.

Ich spannte die Muskeln an. Aus dem Augenwinkel nahm ich wahr, daß Callimachus unauffällig nach seiner Waffe griff.

»Seien wir doch geduldig!« sagte Tasdron.

»Ich bin Callisthenes, Hauptmann von Port Cos«, sagte der Offizier plötzlich.

»Und ich Aemilianus, Hauptmann aus Ar-Station«, antwortete der andere.

Wie auf ein Kommando flogen zwei Mäntel zurück und legten die Insignien von Port Cos und Ar-Station frei. Zwei Schwerter sprangen aus den Scheiden. Das Mädchen schrie auf. Ich wich einen Schritt zurück.

»Port Cos!« rief Callisthenes.

»Herrliches Ar!« schrie Aemilianus.

Doch kaum hatten sich die Klingen gekreuzt, als plötzlich beide auf unerklärliche Weise funkensprühend in die Höhe zu fliegen schienen. Beide Männer wichen zurück. Callimachus stand zwischen ihnen. Sein Schwert hatte beide Klingen hochgeschlagen.

»Du bist stark«, sagte Aemilianus zu Callimachus.

Dieser steckte das Schwert fort.

»Wenn du jemanden niederstrecken möchtest, Aemilianus, Hauptmann aus Ar-Station, dann mich«, sagte er. Und er wandte sich an Callisthenes. »Würdest du mich töten wollen, alter Freund?« fragte er.

Callisthenes zögerte.

»Dies ist keine Falle?« fragte Aemilianus.

»Unsere größte Gefahr ist es, daß wir uns wie Feinde gegenüberstehen«, äußerte Callimachus.

»Meine Herren Offiziere!« flehte Glyco, »steckt die Waffen fort. Wir kommen zwar aus verschiedenen Städten, aber wir haben gemeinsame Interessen!«

Verwirrt, zögernd, senkte Aemilianus die Waffe und sah uns an.

»Wir wollen dir nichts tun«, sagte ich.

»Dies ist keine Falle?« fragte Aemilianus.

»Nein«, antwortete ich.

Callisthenes steckte das Schwert fort. Gleich darauf ruhte auch die Klinge des Aemilianus wieder in der Scheide.

»Kommt und setzt euch an den Tisch«, sagte Tasdrön.

»Wir haben viel zu besprechen.«

»Hätten wir bei den anderen mehr Unterstützung gefunden, könnten wir unser Projekt verwirklichen«, sagte Callimachus. »Wie die Dinge aber stehen, fürchte ich, daß wir es nicht schaffen.«

Das Deck der flachen Flußgaleere bewegte sich unter unseren Füßen, während sich das Schiff langsam durch die Nebenarme des Flusses auf die Festung des Policrates zubewegte. Das Bauwerk liegt etwa zwei Meilen vom eigentlichen Fluß entfernt.

»Dein ursprünglicher Plan war ausgezeichnet«, fuhr Callimachus fort. »Nach der Abänderung aber befürchte ich das Schlimmste.«

Callimachus und ich standen auf dem Vorderdeck der Galeere. Ich trug die Maske, die ich bereits in meiner Rolle als Kurier des Ragnar Voskjard getragen hatte. Ich kannte die Losungssätze und die dazugehörigen Antworten, die den Zugang zur Festung durch das Wassertor ermöglichten. Sie waren mir überlassen worden, damit Ragnar Voskjard sie bei seinem Einrücken in die Festung anwenden konnte. Ursprünglich hatte ich geplant, eine große Zahl von Schiffen zusammenzuholen, vorwiegend aus Port Cos und Ar-Station, um damit die Flotte des Ragnar Voskjard vorzutauschen, die von Policrates erwartet wurde. Damals erschien es mir ziemlich einfach, genügend Männer – angeblich Kämpfer Ragnar Voskjards – in die Festung zu schmuggeln und Policrates damit zu überrumpeln. Er selbst kannte Ragnar Voskjard nicht. Es war ein kühner Plan, der mir aber vernünftig vorgekommen war. Callimachus, der sich in Kriegsdingen auskannte, hatte ihn gutgeheißen. Glyco und Tasdrön, die man ehrlich nicht als leichtfertig bezeichnen konnte, waren ebenfalls davon angetan gewesen. Interessanterweise hatten aber die Krieger Callisthenes und Aemilianus von Gefahr und Unausgereiftheit gesprochen. Besonders Callisthenes war gegen meinen Plan gewesen.

Es war kurz vor der zwanzigsten Stunde, der goreanischen Mitternacht. Wolken standen am Himmel. Die drei Monde leuchteten hoch über den Bäumen, die den dunklen Wasserlauf säumten. In der Ferne machte ich die hohen schwarzen Mauern der Policrates-Festung aus, in denen das riesige Wassertor klaffte, eine schwere Eisengitterkonstruktion.

»Die Flotte Ragnar Voskjards«, hatte Callisthenes gesagt, »kann sich niemals mit der Flotte des Policrates vereinigen. Die Kette wird das verhindern.«

»Warum warst du dann so besorgt, daß der Topas in Policrates' Hände fallen könnte?« wollte Glyco wissen.

»Die Angelegenheit war dem Kaufmannsrat sehr wichtig«, antwortete Callisthenes. »Ich tue nur meine Pflicht. Einige Abgeordnete glauben wohl nicht recht an die Wirksamkeit der Kette.«

»Und zu denen gehöre ich«, stellte Glyco fest. »Das ist mir bekannt«, sagte Callisthenes. »Ist die Kette inzwischen an Ort und Stelle?« fragte Glyco. »Ja«, gab Callisthenes zurück.

»Diese Arbeit muß dann aber ganz heimlich durchgeführt worden sein«, schaltete ich mich ein. In Victoria hatte ich noch nicht davon gehört – und das gleiche galt für Callimachus und Tasdron.

»Ich nehme es an«, gab der Offizier aus Port Cos zurück, »obwohl die Existenz der Kette in den Städten des Westens inzwischen bekannt sein dürfte.«

»Sie wurde in Cos geschmiedet, auf tausend Längen«, berichtete Glyco, »und über Land transportiert, um das Delta herum, und dann auf Galeeren von Turmus aus nach Osten. Die Fundamente und Stützen wurden vorwiegend bei Nacht errichtet. Die Kette liegt westlich von Port Cos und soll uns vor den Piraten schützen.«

»Sie ermöglicht es Port Cos auch, den Flußverkehr von Westen her zu kontrollieren«, sagte Tasdron gereizt.

»Wir stehen unter Druck von Cos«, sagte Glyco. »Persön-

lich bin ich nicht für die Kette. Als Kaufmann finde ich, daß ein freier Handel unseren Interessen am besten dient. Außerdem wird die Kette Port Cos bei ihren Schwesterstädten nicht gerade beliebter machen.«

»Soviel ist klar«, sagte Tasdron. »Victoria hat – wenigstens bisher – mehr auf der Seite Cos' gestanden.«

»Wir aus Ar-Station hätten eine solche Kette niemals gezogen«, behauptete Aemilianus, und ich fand seine Bemerkung einigermaßen überflüssig.

»Möglicherweise habt ihr nicht den Weitblick oder die technischen Möglichkeiten«, bemerkte Callisthenes.

»Unsere Gedanken, meine Herrn Offiziere«, schaltete sich Callimachus ein, »müssen in diesem Augenblick den Gefahren gelten, die uns drohen – nicht der politischen Lage zwischen Cos und Ar.«

»Politische Lage!« rief Callisthenes. »Cos und Ar stehen im Krieg!«

»Weder Ar noch Ar-Station, Hauptmann«, sagte Aemilianus, »führen Krieg gegen Port Cos.«

»Das stimmt«, bemerkte Tasdron hastig. Und er hatte recht. Bei den goreanischen Stadtstaaten herrschte die klassische Kolonisationsform vor, die im Gegensatz stand zur typischen Kolonisierung von Flächenstaaten, die ihre Kolonien meistens voll und ganz beherrschen. Bildet eine goreanische Stadt eine Kolonie, gewöhnlich als Folge des Bevölkerungsdrucks oder eines internen politischen Streits, geben sich die Kolonisten noch vor der Abreise eine eigene Verfassung und Gesetze. Aus goreanischer Sicht ist in diesem Zusammenhang besonders wichtig, daß die Kolonie bei ihrer Gründung einen eigenen Heimstein erhält. So war der Heimstein von Port Cos nicht mit dem Heimstein von Cos identisch. Ar-Station dagegen hatte keinen eigenen Heimstein. Dies alles bedeutet natürlich nicht, daß die Kolonie normalerweise keine engen Bindungen zur Heimatstadt hat; dazu gibt es einfach zu viele kulturelle und historische Übereinstimmungen.

»Die Kette war ungewöhnlich teuer«, sagte Glyco, »und wird sich meiner Meinung nach als wirkungslos erweisen.«

»Sie wurde in Cos geschmiedet«, sagte Callisthenes.

»Langfristig wird man aber uns die Kosten aufbürden«, entgegnete Glyco.

»Das mag stimmen«, meinte Callisthenes, »aber schließlich profitieren wir am unmittelbarsten davon.«

»Wenn sie überhaupt einen Vorteil bringt.«

»Gewiß wird es Port Cos vorteilhaft finden, von den Übergriffen der Piraten verschont zu bleiben«, sagte Callisthenes.

»Die Kette ändert bestimmt nichts«, beharrte Glyco. »Deshalb bin ich ja auch nach Victoria gekommen. Ich wollte Callimachus bitten, uns in dieser finsternen Zeit, da der Topas auf Reisen gegangen ist, seinen Rat und seine Schwerthand zu leihen.«

»In Anbetracht der Existenz der Kette«, sagte Callisthenes, »ist der Topas ohne Bedeutung, wenn ich auch den Auftrag habe, ihn möglichst abzufangen, was mir dank unseres jungen Freundes nicht gelungen ist.« Callisthenes bedachte mich mit einem vielsagenden Blick. »Den Topas tatsächlich an Policrates auszuhändigen, grenzt beinahe an Idiotie!«

Ich zuckte die Achseln. »Du hast meinen Plan gehört«, sagte ich. »Wir wollen Schiffe zusammenholen und uns im Schutze der Dunkelheit als Ragnar Voskjards Flotte ausgeben, um dann in die Festung des Policrates einzudringen.«

»Ein törichter Plan!« sagte Callisthenes. »Man würde die Täuschung garantiert merken. Überall gibt es Spione. Die Piraten sind bestens informiert.«

»Nur die Anwesenden in diesem Zimmer kennen den Plan«, sagte ich.

»Wende dich mit deinem Plan an Aemilianus«, schlug Callisthenes vor. »Die Piraten am östlichen Vosk sind mehr seine Sorge als meine. Die Kette wird die Piraten des westlichen Vosk aus den Gewässern von Port Cos fernhalten.«

»Ich möchte mit einem so ungewöhnlichen Abenteuer nicht viele Schiffe und Hunderte von Männern riskieren«, sagte Aemilianus. »Woher soll ich außerdem wissen, daß es sich nicht um einen Trick der Piraten handelt, die die Flotte von Ar-Station in engen Gewässern in eine Falle locken wollen?«

»Du hast mein Wort«, sagte Callimachus. »Das Wort eines Kriegers.«

»Vielleicht bist du selbst getäuscht worden«, meinte Aemilianus. »Ich muß an die Sicherheit meiner Männer und Schiffe denken.« Sein Blick fiel auf mich. »Stammst du aus Ar?« fragte er.

»Nein.«

»Gehörst du der Kriegerkaste an?«

»Nein.«

Aemilianus breitete die Hände aus. »Wie kann ich ihm dann trauen – in einer so wichtigen Angelegenheit?«

»Du mußt ihm trauen!« drängte Tasdron.

»Ja!« betonte Glyco.

»Warum solltest du ein solches Risiko eingehen wollen?« fragte mich Aemilianus.

»Mir geht es um ein Mädchen, eine Sklavin, die sich in der Festung des Policrates befindet«, sagte ich.

»Du wolltest dich wegen eines Mädchens in ein solches Abenteuer stürzen?« fragte er.

»Ich begehre sie«, antwortete ich. »Ich möchte sie besitzen.«

»Ist das alles?«

»Außerdem habe ich mit den Piraten einige Rechnungen offen.« Zweimal war ich von ihnen gekränkt worden, einmal in der Taverne des Tasdron und einmal im Piratenkragen, der Taverne des Hibron.

»Wir haben daran kein Interesse«, sagte Aemilianus. »Tut mir leid.«

»Es ist ein kühner, ein brillanter Plan«, sagte Callimachus.

»Tut mir leid.«

»Der Plan ist nicht nur gefährlich«, meinte Callisthenes,

»sondern auch überflüssig, soweit es darum geht, die Piraten an einer Vereinigung zu hindern. Die Kette wird die Piraten des Westens westlich von Port Cos festhalten.«

»Eine Kette läßt sich schmieden, läßt sich aber auch durchtrennen«, bemerkte ich.

»Natürlich finden dort Patrouillen statt«, sagte Callisthenes. »Und sollten sich irgendwo Piratenschiffe massieren, können wir ihnen mit der Flotte von Port Cos entgegentreten.«

»Die Kette anzubringen war ein ausgesprochen defensiver Akt«, warf Callimachus ein. »Es wird unmöglich sein, sie auf voller Länge gegen entschlossene Angriffe zu verteidigen. Wiegt euch nicht in einem Gefühl falscher Sicherheit!«

»Wenn die Kette angegriffen wird«, sagte Aemilianus, »bin ich bereit, dir Schiffe von Ar-Station zur Hilfe zu schicken.«

»Wir aus Port Cos können unsere Angelegenheiten allein bereinigen«, antwortete Callisthenes. »Die Schiffe aus Ar-Station sind in den Gewässern Port Cos' nicht willkommen.«

»Es gibt in diesem Fluß keinen Tropfen Wasser«, widersprach Aemilianus, »den wir aus Ar-Station nicht unter den Kiel unserer Schiffe nehmen könnten.«

»Das würdest du voll auf eigenes Risiko tun, mein lieber Hauptmann«, sagte Callisthenes grimmig.

»Unsere Pläne scheitern!« ächzte Tasdron.

»Hauptmann Callisthenes«, sagte ich, »gewiß sind die Piraten, wie du selbst gesagt hast, gut informiert.«

»Anscheinend wissen sie alles, was sich am Fluß abspielt«, räumte er ein.

»Wenn das der Fall ist«, fuhr ich fort, »dann dürfte ihnen auch die Herstellung der Kette oder zumindest ihr Transport nach Turmus und später nach Port Cos, mit der anschließenden Montage, bekannt sein.«

»Angeblich hat das alles unter größter Geheimhaltung

stattgefunden«, sagte Callisthenes. »Ich glaube aber, die Piraten wissen, was da geschieht. Ich habe berichten hören, daß in verschiedenen Städten des Westens, in Turmus und Ven, in Tetrapoli und Tafa Gerüchte über die Kette im Umlauf sind.«

»Der Rat hat sogar einen Protest von Ven deswegen erhalten«, sagte Glyco lächelnd.

»Einmal angenommen, die Piraten kennen den Zweck der Kette«, sagte ich zu Callisthenes, »erscheint es dir da nicht seltsam, daß sie keine Anstrengung unternommen haben, ihre Anbringung zu verhindern?«

»Die Montage erfolgte natürlich unter strengster Bewachung!«

»Aber es wurde kein Versuch gemacht, die Arbeiten zu behindern, nicht der geringste, kein Verzweiflungsangriff, kein Sabotageversuch?«

»Nichts – soweit ich weiß«, sagte Callisthenes.

»Erscheint dir dieser Mangel an Opposition oder Störung nicht seltsam, wenn man bedenkt, wie mächtig und gut organisiert Ragnar Voskjards Leute sind?«

»Ja«, sagte Callisthenes.

»Was würdest du aus diesem Mangel an Interesse oder Aktion schließen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Das ist doch klar«, schaltete sich Glyco ein. »Sie haben keine Angst vor der Kette. Sie sehen darin keine Gefahr für sich.«

Stirnrunzelnd musterte Callisthenes den rundlichen Kaufmann. »Wenn sie das glauben, irren sie sich, davon bin ich überzeugt.«

»Wir alle wissen«, sagte Tasdrón, »daß der Topas nach Victoria gebracht wurde. Zweifellos stellt er ein Versprechen Ragnar Voskjards gegenüber Policrates dar, das Versprechen, seine Streitkräfte mit denen von Policrates zu vereinigen. Ich bin sicher, daß die Flotte Ragnar Voskjards dem Topas in Kürze folgen wird.«

»Voskjard mag schon losmarschiert sein«, sagte Callimachus. »Vielleicht rückt seine Streitmacht bereits in östlicher Richtung auf dem Fluß vor.«

»Policrates erwartete die Ankunft dieser Flotte«, sagte ich. »Das machte meinen Plan ja auch so durchführbar.«

»Die Kette wird sie aufhalten!« sagte Callisthenes. »Muß sie aufhalten!«

»Ich muß sofort nach Port Cos zurückkehren«, sagte Glyco. »Voskjard muß an der Kette zurückgeschlagen werden.«

Wir alle erhoben uns.

»Aber was ist mit der Festung des Policrates?« fragte ich. »Möchtest du einen solchen Feind im Rücken haben?«

»Dein Plan ist töricht, und ich würde keine große Zahl von Männern riskieren«, antwortete Callisthenes. »Aber ich mache dir einen Vorschlag. Ich gebe dir zwanzig Mann, wenn ich so viele Freiwillige finde und wenn Aemilianus aus Ar-Station dir die gleiche Anzahl zur Verfügung stellt. Solltest du dann wirklich durch das Wassertor eindringen und es halten können, setzt du ein Licht am Tor. Wir können dir dann Entsatz durch die schmalen Fahrrinnen schicken. Ich habe in Victoria etwa zweihundert Mann zur Verfügung und Aemilianus, wie mir gemeldet wurde, eine vergleichbare Zahl.«

»In der Festung müssen wir mit vier- bis fünfhundert Mann rechnen«, sagte ich. »Du erwartest wirklich von mir, daß vierzig Mann den Angriff wagen und etwa zwei Ahn lang das Wassertor halten?«

»Sicher«, sagte Callisthenes.

»Es geht nicht nur um das Tor und die Mauer ringsum und den Turm mit der Winde, sondern auch um die Wehrgänge innerhalb des ummauerten Hafenbeckens hinter dem Tor, und den Zugang zur eigentlichen Festung.«

»Schwierig wäre es«, sagte Callisthenes.

»Unsere Linien wären viel zu dünn, Jason«, sagte Callimachus. »Du mußt den Plan vergessen.«

»Manchmal ist es überraschend«, sagte Callisthenes und

musterte mich lächelnd, »was einige wenige entschlossen und geschickt vorgehende Männer zu erreichen vermögen.«

»Ragnar Voskjard«, sagte ich, »würde mit einer Flotte kommen und nicht mit ein oder zwei Schiffen und vierzig Mann.«

»Leere Getreideschiffe, im Schlepptau mitgebracht, könnten im Dunkeln den Eindruck einer solchen Flotte erwecken«, sagte Callisthenes nachdenklich.

»Akzeptiere Jasons Plan in seiner plausiblen Form, Freund Callisthenes, sonst müssen wir uns alles aus dem Kopf schlagen«, sagte Callimachus.

»Ich bin bereit, es anders zu versuchen«, sagte ich.

»Das hatte ich mir gedacht«, meinte Callisthenes.

»Welche Chance gibst du uns?« fragte ich den Krieger.

Er lächelte. »Vielleicht eins oder zwei zu tausend«, sagte er.

»Die Überraschung wäre auf unserer Seite.«

»Deine Unterstützung könnte erst mit großer Verzögerung zur Stelle sein«, erwiderte Callimachus.

»Die Portale und Wehrgänge, die wir verteidigen müßten, sind ausreichend schmal«, entgegnete ich. »Ich war schon einmal in der Festung.«

»Zu viele Positionen müßten verteidigt werden«, widersprach Callimachus. »Und ihr könntet leicht umgangen und in die Zange genommen werden.«

Ich dachte an die Sklavin, das Mädchen, das einmal Miß Beverly Henderson gewesen war.

»Gib mir zwanzig Mann«, sagte ich zu Callisthenes, der mir zunickte.

»Wenn Port Cos dir zwanzig Mann für ein solches Unternehmen gibt«, meldete sich Aemilianus, »dann kann Ar-Station natürlich keine kleinere Zahl bereitstellen.«

»Dein Vorhaben ist tollkühn, der reinste Wahnsinn, Jason«, sagte Callimachus. »Laß dich auf kein so verrücktes Unternehmen ein!«

»Du brauchst nicht mitzukommen, mein Freund«, sagte ich.

»Selbstverständlich werde ich dich begleiten«, sagte Callimachus.

So lagen wir denn nun unter den hohen, dunklen Mauern der Festung des Policrates. Etwa hundert Fuß hoch ragten sie über uns empor.

Lautlos glitten wir auf das Wassertor zu; unsere Ruder tauchten kaum noch ins Wasser.

Innerhalb des Wassertors, gut dreihundert Fuß entfernt, sahen wir an einer Mauer eine Laterne flackern. Das eigentliche Tor war fünfzig Fuß hoch, groß genug, um eine Frachtgaleere mitsamt den hohen Masten durchzulassen, sobald das metallene Gitter hochgezogen worden war. Zu beiden Seiten standen massive Türme. Der Turm zur Rechten, von außen gesehen, beherbergte die Winde, die das Tor hob und senkte. Den Schub lieferten Gefangene und Sklaven, die an die Stempel der Winde gekettet waren – doch hätten diese Männer ohne Hilfe der riesigen Gegengewichte, die sich ebenfalls in dem Turm befanden, das Tor um keine Handbreite bewegen können.

»Wer da?« rief ein Mann von der Mauer.

»Zurück!« sagte ich zu Callimachus. »Vielleicht erkennt man dich.«

So stand ich denn allein auf dem Vorderdeck der Galeere. Ich begab mich zum Fußende des Buges und richtete mich auf, den linken Arm um den Bugspriet gelegt. Ich trug die Maske, die ich schon als angeblicher Kurier Ragnar Voskjards auf gehabt hatte.

»Wer da?« wiederholte der Mann.

»Ich bin der Kurier Ragnar Voskjards!« gab ich zurück. »Wir sind vorausgeschickt worden, die Kundschafterschiffe seiner Flotte.« Wir hatten nur vier Schiffe bei uns, von denen drei so gut wie leer waren. Tasdron hatte sie in Victoria besorgt, unter dem Vorwand, einen Sa-Tarna-Transport aus Siba zu organisieren – für die Brauerei des Lucian bei Fina, östlich von Victoria, mit der er manchmal Geschäfte machte.

»Die Flotte Ragnar Voskjards erwarten wir erst in zehn Tagen!« rief der Mann zurück.

»Wir sind seine Kundschafter!« brüllte ich. »Ragnar Voskjard steht nur zwei Tage hinter uns!«

»Der Voskjard scheint es recht eilig zu haben!« rief der Mann.

»Es gibt Städte niederzubrennen!« rief ich. »Beute zusammenzuraffen, Frauen zu versklaven!«

»Wie seid ihr an der Kette vorbeigekommen?«

»Die Schlacht ist gekämpft«, antwortete ich. »Sie ist durchtrennt!«

»Mir gefällt das nicht«, sagte Callimachus hinter mir. »Es sind zu wenige Männer auf den Mauern.«

»Dagegen habe ich nun wirklich nichts«, antwortete ich. »Hoffentlich sind die meisten Männer und Schiffe Policrates' unterwegs.«

»Jetzt – wo er eigentlich auf Ragnar Voskjard warten sollte?« gab Callimachus zu bedenken.

»Nach Ansicht dieser Leute trifft er erst in zehn Tagen ein«, argumentierte ich.

»Wir wollen zurückfahren!« drängte Callimachus.

»Die Kelche Cos'«, rief ich zu dem Mann auf der Mauer empor, »sind nicht die Kelche Ars!«

»Doch können beide prächtigen Wein enthalten!« gab er zurück.

»Die Schiffe Cos' sind nicht die Schiffe Ars!«

»Aber die Bäuche beider können hübsche Schätze befördern!« lautete die Antwort.

»Die Verhüllungsroben Cos' sind nicht die Verhüllungsroben Ars!« rief ich.

»Was haben sie gemeinsam?« fragte der Mann.

»Beide enthalten die Körper von Sklavinnen!«

»Hebt das Tor!« befahl der Mann und wandte sich ab.

Langsam, ächzend, Fuß um Fuß, wurde das schwere Gitter des Wassertors hochgezogen, tropfend, im Licht der drei Monde schwarz schimmernd.

»Es geht zu leicht«, flüsterte Callimachus. »Wir wollen umkehren, solange es noch geht.«

»Die Überraschung ist auf unserer Seite«, widersprach ich. »Unsere einzige Hoffnung. Alles hängt davon ab!«

»Fahrt ein, Freunde!« tönte es.

Am Bug stehend, gab ich dem Rudermeister mit dem rechten Arm ein Zeichen, der, zwischen den Bänken stehend, leise zu den Männern sprach. Er stammte aus Port Cos. Ich blickte zu dem hohen Tor empor, das nun beinahe über uns hing. Langsam glitten wir in die Öffnung.

»Jetzt!« brüllte eine Stimme auf der Mauer über uns.

Plötzlich vernahm ich ein lautes, schnelles Klappern.

»Ruder zurück!« rief der Rudermeister, der Mann aus Port Cos. »Ruder zurück!«

Aber dazu blieb keine Zeit mehr. Einige Fuß hinter mir, aus der Höhe herabrasend, durch das Vorderdeck der Galeere krachend, stürzte das mächtige Eisentor.

Ich wurde emporgeschleudert; der gesamte Bug, das Schandeck schienen emporzuspringen. Ein ohrenbetäubendes, krachendes Splittern war zu hören, als sich das schwere Tor wie eine Axt in den Schiffskörper bohrte. In diesem Bruchteil eines Moments hatte ich durch das enge Gitter des Tors den hinteren Teil der Galeere emporklappen sehen. Callimachus wurde ins Wasser geschleudert, andere Männer, abrupt emporgehoben, klammerten sich an Bänken fest oder rollten über das Deck. Abrupt wimmelte es auf den Innenseiten der Wehrmauern von Männern, die sich hinter den Bastionen versteckt haben mußten. Der Bug, an den ich mich klammerte, prallte wieder auf das Wasser, und ich sprang in weitem Bogen davon fort. Gleich darauf kam ich japsend wieder an die Oberfläche und versuchte mich zu orientieren. Ringsum schwammen die Wrackteile des Bugteils. Draußen ging der Rest der Galeere langsam unter. Von den Mauern regneten Pfeile auf die Wrackteile und Holz herab. Unsere Männer schwammen von dem Wrack fort, umgeben von Pfeilen, die ringsum ins Wasser stießen. Ich

tauchte zum Fuß des Wassertors hinab. Durch das enge Gitterwerk gab es keinen Ausweg. Auch unter dem Metall führte kein Weg hindurch, ebensowenig wie vorbei. Die Eisenstäbe steckten in sechs Zoll breiten, runden Löchern, die in eine flache Schwelle gebohrt worden waren. Schließlich kam ich mit schmerzenden Lungen wieder an die Oberfläche und schüttelte mir das Wasser aus den Augen. Ich klammerte mich am Gitter fest. Vor dem Tor war es dunkel. Hier und dort schwammen Holzstücke im Mondschein, außerdem war das Wasser von zahlreichen Pfeilen bedeckt. Zweifellos würde man sie später einsammeln und trocknen. Die drei Galeeren, die wir geschleppt hatten, trieben ziellos fort und waren in der Dunkelheit kaum noch auszumachen. Ich hörte Gelächter auf der Mauer. Dann gewahrte ich eine Laterne und ein kleines Boot hinter mir. Während ich mich noch an das Eisen klammerte, wurde mir ein Seil um den Hals geschlungen.

»Macht ihm das Leben schwer!« befahl Policrates.

Die nackte rothaarige Schönheit schmiegte sich an mich. Ich bäumte mich in den Ketten auf. Mein Haar war noch naß von dem dunklen Wasser des Vorbeckens der Festung. Würgemale einer Fessel schmerzten mir am Hals. Die Kleidung war mir vom Leib geschnitten worden, und ich lag mit Händen und Füßen an Ringen angekettet auf dem Boden vor der Plattform mit dem Thron. Policrates saß lässig darauf. Er hob einen Finger und rief damit ein anderes Mädchen zu mir, eine dunkelhaarige Schönheit, die vorhin mit dem Namen Tais angesprochen worden war.

»Für wen bist du tätig?«

»Für niemanden«, antwortete ich.

Wieder gab der Piratenführer ein Zeichen, und Lita, einst

eine freie Frau in Victoria, eilte herbei und kniete neben mir nieder.

»Du bist Jason aus Victoria, nicht wahr?« fragte Policrates.

»Ja«, antwortete ich. Neben dem Stuhl seines Herrschers stand Kliomenes. Er lächelte. Hinter den beiden standen vier oder fünf von Policrates' Halsabschneidern und verfolgten mit verschränkten Armen die Szene. Rings um den Thron wie auch um die Stufen der Plattform lagerten weitere Mädchen. An einige erinnerte ich mich von der großen Feier hier in der Festung. Die meisten aber waren mir fremd. Männer wie Policrates sind nicht nur reich an Gold, sondern auch an Frauen.

»Du bist in die Verschwörung des Tasdron verwickelt, eine Tavernenwirts in Victoria, der sich mit Glyco aus Port Cos zusammengetan hat«, behauptete Policrates.

»Nein«, sagte ich.

»Um diese Dummköpfe werden wir uns in Kürze kümmern«, fuhr Policrates fort. »Und wir werden an Victoria eine Rache vollziehen, von der die Menschen hundert Jahre lang nicht zu sprechen wagen werden.«

»Es gibt keine Verschwörung«, sagte ich. »Ich allein hatte den Einfall, mit einigen Männern die Festung zu erobern und niederzubrennen.«

»Und was ist mit dem Lichtsignal, das gesetzt werden sollte?« fragte Policrates, »und mit den Schiffen, die draußen auf dem Fluß warten – jetzt allerdings vergeblich?«

Ich schwieg. Offensichtlich wußte Policrates sehr viel.

»Relia, Tela, zu ihm!« befahl der Pirat. Auch diese beiden Mädchen knieten neben mir nieder und begannen mich mit Händen und Lippen zu liebkosen. Ich wand mich in den Ketten, vermochte aber keinen Widerstand zu leisten.

»Glaubst du wirklich, dir mit einer so einfachen List Zutritt zu unserer Festung verschaffen zu können?« ging das Verhör weiter.

»Ja.« Ich keuchte in den Ketten. Den aufreizenden Berührungen der Sklavinnen konnte ich mich nicht entziehen.

»Es war der Plan eines Dummkopfs!« sagte der Pirat.

»Es war ein ausgezeichnete Plan!« widersprach ich.
»Woher wußtest du, daß wir nicht Ragnar Voskjards Kundschaftertschiffe waren?« Immerhin hatten wir alle Losungen und Gegenlosungen gekannt, während niemand in der Festung die Flotte Ragnar Voskjards kennen konnte, soviel wir wußten.

»Müßte das nicht jedem längst klar sein?« fragte Policrates lächelnd.

»Wir wurden verraten«, stellte ich fest.

»Nötig wäre das nicht gewesen«, meinte Policrates, »aber es war so. Ihr wurdet verraten.«

»Dann wußtest du also, daß ich anrücken würde – mit meinen Freunden?«

»Aber ja«, sagte Policrates. Wie sehr hatte er uns zum Narren gehalten! Donnernd war das mächtige Seetor herabgefallen und hatte unsere erste Galeere zerstört!

»Wer war der Verräter?« wollte ich wissen.

»Vielleicht Tasdron persönlich«, sagte Policrates. »Vielleicht sogar Glyco, der sich als Mitverschwörer ausgab. Vielleicht aber dein guter Freund Callimachus, der insgeheim in unseren Diensten stehen kann. Vielleicht sogar nur eine niedere Sklavin, die von euren Machenschaften erfuhr.«

»Es könnte natürlich auch ein Soldat gewesen sein, vielleicht sogar ein Kämpfer auf unseren Galeeren«, sagte ich.

»Gewiß.«

»Warst du es, Jason aus Victoria, den wir hier in unserer Festung als Kurier Ragnar Voskjards willkommen hießen?« fragte Policrates.

»Natürlich«, sagte ich zornig.

»Lügner!« rief Kliomenes. Diese Worte überraschten mich. Die Piraten mußten doch wissen, daß ich der Mann gewesen war. Der Informant mußte das wissen!

»Ich glaube es nicht, Jason«, fuhr Policrates fort, »obwohl ich zugeben muß, daß du heute abend dieselbe Maske trugst wie der Mann, der sich als Kurier ausgab.«

»Ich war es!« sagte ich kühn. »Kein anderer!«

»Willst du diese törichte Behauptung aufrechterhalten?«

»Erkennt ihr meinen Körperbau nicht, meine Stimme?«
gab ich zurück.

»Gewiß, es gibt da eine große Ähnlichkeit«, bemerkte Policrates nachdenklich.

»Warum glaubst du, daß ich es nicht wahr? Hat dein Informant dir nicht klargemacht, daß ich dir den Topas brachte?«

»Der Topas wurde uns durch den Kurier Ragnar Voskjards ausgehändigt«, sagte Policrates.

»Ach?«

»Durch den echten Kurier.«

»Oh.«

»Was hast du mit ihm angestellt?« fragte Policrates.

Ich schwieg.

»Ich hoffe, du hast ihn nicht umgebracht«, fuhr Policrates fort, »denn zweifellos würde sich Ragnar Voskjard über eine solche Nachricht nicht erfreut zeigen.«

»Ich verstehe nicht, was du meinst«, sagte ich ehrlich verwirrt.

»Auf seinem Rückweg zu Ragnar Voskjard hast du den Kurier irgendwie abgefangen«, erklärte Policrates. »Von ihm oder vielleicht aus Papieren, die du bei ihm fandest, erfuhrst du die Lösungsworte für den Zutritt zu unserer Festung.«

»Nein«, widersprach ich. »Du selbst hast sie mir genannt, die Lösungen, als ich in der Rolle des Kuriers bei dir war.«

»Das stimmt nicht«, behauptete Policrates.

»Es stimmt doch! Doch!« ächzte ich und wand mich in den Ketten. Warum rief er seine Sklavinnen nicht zurück?

Zwei Piraten aus Policrates' Gefolge lachten.

»Wir wissen, daß du es nicht warst«, beharrte Policrates.

»Woher willst du das wissen?« fragte ich und war bereit, meine Behauptung notfalls zu beweisen – mit Beschreibungen der Festung, mit einem Bericht über das Fest und un-

sere Gespräche, viel zu detailliert, als daß ich sie einem Gefangenen im Verhör hätte entreißen können.

»Es gibt da viele Gründe«, sagte Policrates. »Der eine ist, daß du ein Mann von der Erde bist. Kein Mann von dieser elenden, terrorisierten Welt, deren Männer unbedeutend und engstirnig sind, hätte es gewagt, in diese Festung einzudringen.«

»Woher weißt du, daß ich von der Erde stamme?«

»Von Beverly, einer Sklavin in der Burg.«

»Trotzdem war ich es!« behauptete ich.

»Unmöglich!« gab Policrates zurück.

Es verärgerte mich, daß Policrates und Kliomenes und die anderen diese Möglichkeit nicht einmal in Betracht zogen. Bestimmt war nicht jeder Erdenmann so bedeutungslos, trivial, gehorsam, wohlerzogen, entmannt und eitel, wie man nach seiner sozialen Stellung erwarten konnte. Ich bezweifelte nicht, daß irgendwo auf der Erde trotz Zensur, Kontrolle der Medien, restriktiver Bildung und offener politischer Unterdrückung einige Männer doch echte Männer waren.

»Ich habe mit dem Kurier Ragnar Voskjards im großen Saal die Klinge gekreuzt«, meldete sich Kliomenes zu Wort. »Er stellte sich dabei nicht ungeschickt an. Jason aus Victoria dagegen kennt sich mit dem Schwert nicht aus.«

»Folglich kann ich es nicht gewesen sein?«

»Auf keinen Fall«, stellte Kliomenes fest.

»Uns liegen Informationen vor«, sagte Policrates, »daß der echte Kurier Ragnar Voskjards in die Festung kam – unabhängig von dem klaren Beweis, daß er uns den Topas gab, ein Stein, der sich nur im Besitz des echten Kuriers befinden konnte.«

»Informationen?« fragte ich.

»Die uns ferner zu der Überzeugung bringen«, fuhr Policrates fort, »daß der echte Kurier inzwischen gefangen genommen wurde und sich in der Gewalt der Verbündeten von Tasdron und Glyco befindet.«

Plötzlich ging mir auf, was hier gespielt wurde. Wer immer uns verraten hatte, mußte der Kurier Ragnar Voskjards sein oder mit ihm in Verbindung stehen – der Mann, der mir auf den Piers von Victoria den Topas abjagen wollte. Er oder ein mit ihm verbündeter Mann mußte sich mit Policrates in Verbindung gesetzt haben. Aber ja – der echte Kurier wollte bestimmt nicht ruchbar werden lassen, daß er den Topas verloren hatte, daß ein falscher Kurier sich Zugang zur Festung verschafft hatte. Dem echten Kurier ging es darum, solchen Vorwürfen aus dem Weg zu gehen. Zweifellos wollte er nicht an den Rammsporn einer Galeere Ragnar Voskjards gebunden werden. Später konnte er immer behaupten, er habe sich aus Tasdrons Gefangenschaft befreien können.

Plötzlich kam mir eine Idee – ein Gedanke, der mir vielleicht meinerseits zur Flucht verhelfen konnte.

»Nein, ich war es«, wiederholte ich, diesmal aber scheinbar stockend.

Policrates lächelte.

»Behauptest du immer noch lügenhaft, als Kurier Ragnar Voskjards aufgetreten zu sein?« fragte er.

»Ja«, sagte ich. »Ich meine, es ist keine Lüge. Ich war es!« Ich ließ meine Stimme erzittern, als habe man mich ertappt.

»Nimm dich in acht!« sagte Policrates warnend. »Es gibt außer den Liebkosungen von Sklavinnen, dem schmerzhaften Zug von Ketten und dem Stich glühender Eisen und Messer noch andere Folterungen in dieser Festung.«

Die Mädchen lachten.

»Er soll sich winden!« befahl Policrates, und ich knirschte mit den Zähnen.

»Beverly!« rief Policrates in diesem Augenblick mit energischer Stimme. Ich mußte mich beherrschen, so gut es ging, als ich das Mädchen in den Saal eilen sah, das einmal Beverly Henderson gewesen war.

Mit schnellen Schritten lief sie vor das Podium, auf dem Policrates' Thronessel stand. Mit gesenktem Kopf kniete

sie nieder. Sie trug ein knappes Seidengewand, einen Stahlkragen und ihr Brandzeichen. »Ja, Herr?«

»Steh auf, dreh dich um, Sklavin, und schau dir den Gefangenen an!« befahl Policrates.

Anmutig kam das Mädchen dem Befehl nach und sah mich erstaunt an. Als sie eintrat, hatten die anderen Sklavinnen in ihrer Tätigkeit innegehalten und warteten nur auf die weiteren Befehle Policrates'.

Meine Fäuste ballten sich in den Ketten.

»Kennst du ihn?« fragte Policrates.

»Ja, Herr«, antwortete die Sklavin des Piraten. »Das ist Jason aus Victoria. Ursprünglich kommt er von der Erde – wie ich, deine Sklavin.«

Ich betrachtete Beverly, die da barfuß in einem knappen Seidengewand vor mir stand. Der Sklavenkragen machte sich prächtig an ihrem Hals, und das dunkle Haar lag offen und weich um ihre Schultern. Mir stockte beinahe der Atem beim Anblick ihrer Schönheit. Ich erinnerte mich, wie wir uns vor langer Zeit in einem Restaurant in New York getroffen hatten und sie mir Persönliches anvertraute, Ängste und Träume, von denen sie heimgesucht wurde. Hätte ich sie damals so sehen können, wie ich sie jetzt vor mir hatte, hätte ich ihr Problem sofort erkannt, hätte ich augenblicklich tief in ihrem Inneren die Sklavin ausgemacht, die auf Verwirklichung drängte.

»Dieser Bursche behauptet, hier in unsere Festung gekommen zu sein und den Kurier Ragnar Voskjards gespielt zu haben – womit er uns alle getäuscht haben müßte«, sagte Policrates zu dem Mädchen.

Die Sklavin musterte mich erstaunt, ungläubig. »Das ist absurd, Herr«, sagte sie.

»Du wurdest doch dem Kurier des Ragnar Voskjard für die Nacht überlassen, nicht wahr?«

»Ja, Herr. So lautete dein Befehl. Du ließest mich zu ihm schicken.«

»Hat er dich zur Hingabe gezwungen?«

»Ja, Herr«, antwortete sie mit gesenktem Kopf. »Er forderte meine Hingabe, und zwar oft und zur Gänze, als seine Sklavin.«

»Fandest du die Nacht lehrreich?«

»Ja, Herr. Ich erfuhr, daß ich eine Frau war, eine Sklavin.«

»Und?«

»Und, Herr, daß ich es liebte, Frau und Sklavin zu sein.«

»War dies der Mann, der bei dir lag? Der Mann, der hier angekettet ist?«

»Natürlich nicht, Herr!« rief sie und hob erschrocken den Kopf.

»Bist du sicher?«

»Ja, Herr. Er da ist ein Mann der Erde. Kein Erdenmann könnte mich so besitzen.«

»Bist du sicher?« wiederholte Policrates.

»Ja, Herr. Die Arme, die mich umfassen hielten, gehörten einem Goreaner.«

»Das dachte ich mir«, sagte Policrates lächelnd. »Nun geh zu ihm und hilf den anderen.«

»Aber er ist doch nur ein Erdenmann, Herr!« rief sie.

Policrates warf ihr einen strengen Blick zu.

»Verzeih mir, Herr!« rief sie und eilte herbei. Im nächsten Moment spürte ich auch ihre Lippen und Hände an meinem Körper, die Lippen und Hände des Mädchens, das einmal Beverly Henderson gewesen war.

Ich biß die Zähne zusammen – aber wie konnte ich den Liebkosungen widerstehen?

»Wenn du wirklich der Mann warst, der sich als Kurier Ragnar Voskjards ausgab«, sagte Policrates, »dann beschreib mir die Beschaffenheit und Einrichtung des Raums, in dem er hier als unser Gast die Nacht verbrachte.«

»Das kann ich nicht!« rief ich – meinem Plan gemäß.

Policrates und Kliomenes lachten. Nun konnte keiner mehr glauben, daß ich den Topas in die Festung gebracht hatte. Sollten sie ruhig annehmen – wenigstens für den Au-

genblick –, daß sie den Stein vom echten Kurier Ragnar Voskjards erhalten hatten!

Ich zerrte in hilfloser Wonne an den Ketten, kam aber nicht frei. Hilflos lag ich vor meinen Feinden, zu deren Vergnügen erregt.

»Bring ihm deine Wonnen, Beverly«, befahl er.

»Ja, Herr.«

Ich sah, wie sie den Kopf senkte, wie das dunkle Haar auf meinen Körper fiel. Der enge Stahl an ihrem Hals blinkte. Dann spürte ich ihre Lippen.

»Oh!« rief ich. »Aii!« Und schrie meine Erniedrigung und Scham, meinen Zorn und meine Wonne hinaus.

Mein Blick ruhte auf Beverly. Ich kannte sie von der Erde. Für mich war sie das schönste und erregendste Mädchen, das ich je kennengelernt hatte. Auf der Erde hatte ich sie nie geküßt. Auf der Erde hatte ich kaum ihre Hand zu berühren gewagt. Hier auf Gor hatte sie mir höchste Freuden bereitet; als falscher Kurier Ragnar Voskjards hatte ich erfahren, daß sie eine echte Sklavin war. In diesem Augenblick konnte ich nur bedauern, daß ich sie nicht besaß. »Ich hasse dich«, flüsterte sie.

»Bringt ihn fort und kettet ihn an der Winde fest«, befahl Policrates. »Und wir wollen in seinem Interesse hoffen, daß dem Kurier Ragnar Voskjards nichts geschehen ist.«

Man löste meine Fesseln und schleppte mich aus dem Saal.

30

»Hör auf, uns etwas vorzumachen!« rief der Pirat. »Leg dich ins Zeug!«

»Ja, Kapitän!« antwortete ich, obwohl er das ganz bestimmt nicht war.

Die Peitsche klatschte mir auf den Rücken.

Schwitzend, Ketten tragend, stemmte ich die nackten Füße gegen die flachen Holzstege, die auf der großen Holz-scheibe festgenagelt waren, auf der Tretplattform, die etwa fünf Fuß über dem eigentlichen Flußboden lag und um die Winde herumführte. Ich hörte, wie sich unterhalb der Platt-form die Kette auf die Achse drehte. Das Tor wird mit Mus-kelkraft hochgezogen, unterstützt durch zwei schwere trommelähnliche Gewichte, die die Last zu einem Teil aus-gleichen. Die Muskelkraft wird über Metallstangen oder Stempel auf die Winde übertragen, die wir, im Kreis ge-hend, in Betrieb hielten. Das Metalltor, schwerer als die faß-ähnlichen Gewichte, wird mit Schwerkraft heruntergelas-sen. Wenn es zu schließen ist, dient die Winde, gehalten von den Arbeitern, vorwiegend als Bremse und regelt das Tempo des Abstiegs. In Aufbau und Wirkung glich die Winde in etwa einem Gangspill.

Ich drückte gegen die schwere Metallstange, die beinahe fünf Zoll Durchmesser hatte und die wie eine Radspeiche im Schaft der Winde befestigt war. Über eine Kette, die an mei-nem Metallkragen endete, war ich an diesem Stempel fest-gemacht. So wurde ich an Ort und Stelle festgehalten. Auch an Armen und Beinen trug ich Ketten, die mir für die Füße etwa zwanzig Zoll Bewegungsfreiheit ließen und fünfund-zwanzig für die Hände. Dieses Arrangement gilt als theore-tisch guter Kompromiß zwischen der Sicherung eines Ge-fangenen und der Bewegungsfreiheit, die für eine wirkungs-volle Bedienung der Winde erforderlich ist.

»Stemmen!« brüllte der Pirat.

Wieder wurde ich von der Peitsche getroffen. Ich warf mich förmlich gegen den Stempel. Nun suchte sich die Peit-sche ein anderes Ziel, gefolgt von einem Schmerzensschrei und dem Rasseln von Ketten, ausgelöst durch heftige Be-wegungen. In die Nabe der Winde waren fünf große Stem-pel gesteckt. An jedem mühten sich fünf Männer, die wie ich angekettet waren. Die Stangen waren mittels eines Si-cherungsnagels an der Winde festgemacht; sie ließen sich

auch lösen und von den daran herumgeketteten Männern herumtragen.

»Schiebt, schiebt! Tempo!« rief der Pirat.

Wieder knallte die Peitsche.

Während sich die Winde langsam und knackend drehte, hörten wir seitlich über uns die schwingende Bewegung der mächtigen tonnenähnlichen Gegengewichte an ihren Ketten. Ohne diese Gegenlast hätten wir das Wassertor nicht heben können.

Und wieder spürte ich die Peitsche, ebenso wie meine Nachbarn. Der Pirat ging um uns herum.

Es ist dämmrig und ungelüftet in der Windenkammer. Während des Tages kann es hier sehr heiß werden. Meine Hände glitten über die Stange, dann fand ich wieder Halt. Nachts wird es manchmal sehr kalt. Es roch nach Ausscheidungen. Vielleicht wäre das alles weniger unangenehm gewesen, wenn die Wärter uns Kleidung zugestanden hätten.

»Arbeitet! Arbeitet!« rief der Pirat. Aber er schlug nicht mehr zu. Die Gewichte waren in Bewegung.

Es gibt wenig angenehme Abwechslung in der Windenkammer, einmal abgesehen vom Essen, Trinken und Träumen. An einer Wand – dort, wo man uns in den Arbeitspausen ruhen läßt –, befindet sich eine schmale Wasserrinne, die zweimal täglich aufgefüllt wird. Dort bekommen wir auch unsere Brotbrocken und Fleischfetzen und Früchte, normalerweise Abfall von den Piratenfesten. Wenn wir dann nachts trotz der Kälte endlich einschliefen, kamen die Träume. Sie betrafen in der Regel die eine oder andere zarte, warme Sklavin, die uns Gesellschaft leistete – aber eben nur im Traum. Beim Erwachen lagen wir allein im kalten Stroh oder auf den Steinen und spürten das feuchte, kalte schwere Eisen unserer Ketten. In meinen Träumen erschien vor allem ein Mädchen, die ehemalige Miß Henderson.

»Nicht nachlassen, ihr Sleen!« brüllte der Pirat und ließ die Peitsche knallen. »Arbeitet, arbeitet!«

In den letzten Tagen hatten wir das Wassertor oft geöffnet und geschlossen. Ich vermutete, daß diese Arbeit im wesentlichen auf das Kommen und Gehen von Kundschafter-schiffen und Versorgungs- und Ausrüstungsbooten zurückging. Bis dann gestern das Tor etwas vier Ahn lang offen gestanden hatte. Ich ging davon aus, daß die Flotte des Policrates aufgebrochen war. Im Festsaal hatte ich, kurz bevor ich hinausgeschafft wurde, seine Bemerkung zu Klio-menes gehört, er wolle die Flotte nach Osten führen. Vermutlich hatte er das jetzt getan. Bestimmt wollte er die Städte des Ostens davon abhalten, ein Bündnis zu bilden und Schiffe zur Kette westlich von Port Cos zu entsenden, mit dem Ziel, Ragnar Voskjard aufzuhalten.

»Weiter!« brüllte der Pirat.

Während ich mühselig um die Winde trottete und mich kraftvoll gegen den Windenstempel stemmte, sah ich seitlich an der Wand zwei weitere Gefangenengruppen lagern; sie waren hinter der Wasserrinne kaum auszumachen. Es waren die Reservemannschaften. Niemand war hier unent-behrlich. Diese Erkenntnis spielte zweifellos eine große Rolle bei der Durchsetzung der Ordnung in diesem Raum. Wir wußten, daß jeder von uns auf eine Laune des Wächters von der Kette genommen werden konnte.

»Halt!« rief der Pirat. Das Tor war offen, und wir hielten inne. Er brachte den Bremskeil an, der verhinderte, daß das Tor zurückglitt. Schräg über uns pendelten die Gegenge-wichte an ihren Ketten. Wir kehrten unsere Position an den Stangen um, indem wir uns darunter hindurchduckten und die Ösen, an denen die Ketten befestigt waren, mit herum-drehten. Nun standen wir bereit, das Tor wieder hinabzu-lassen. Ich folgte dem Beispiel etlicher Leidensgenossen und legte den Kopf auf die Windenstange. Es ist anstren-gend, das Tor zu heben. Draußen erreichten oder verließen vermutlich ein oder mehrere Schiffe, Flußgaleeren, das see-ähnliche Innenbecken der Festung des Policrates. Das Si-gnal zum Bewegen des Tors wird von einem Wächter des

westlichen Torturms gegeben, eines der beiden Bauwerke, die das Wassertor flankieren. Es ist ein akustisches Zeichen. Dementsprechend wird seine Echtheit selten angezweifelt. Eine Trompete oder ein Stangensignal kann jeder bedienen. Die Winde befand sich im Westturm.

Es tat gut, sich einmal ausruhen zu können.

Gestern hatte das Tor vier Ahn lang offengestanden, und ich schloß daraus, daß die Flotte ausgelaufen war. Und daß Policrates seine Schiffe begleitet hatte. Die anstehende Aufgabe war zu wichtig, als daß er sie Untergebenen anvertrauen konnte. Vermutlich führte Kliomenes dafür nun die Aufsicht über die Festung. Wenigstens hoffte ich das.

»Gleich wird das Tor wieder geschlossen«, sagte der Pirat. »Haltet euch bereit.« Das Tor zu schließen geht schneller, doch wegen der Gewichte und dem Druck der Winde, die auf jeden Fall festgehalten werden muß, ist ebenfalls eine erhebliche Anstrengung erforderlich. Will man das Tor übrigens extrem schnell herabfallen lassen, wie es bei der Zerschmetterung meiner Galeere geschah, braucht man nur eines der Gegengewichte zu lösen. Die Stempel, mit denen die Winde normalerweise gedreht wird, müßten dazu natürlich gelöst werden. Geschähe dies nicht, würden die Stangen mit der rotierenden Winde auf das Unangenehmste herumrasen. Dies wäre natürlich äußerst gefährlich für jeden, der sich im Drehbereich der Stangen befände. Wie schon angemerkt, gibt es zwei Gegengewichte. Es genügt bereits, eines zu lösen, um das Tor herunterrasseln zu lassen. Würde man beide entfernen, könnte das Tor selbst Schaden nehmen.

»Fertig!« rief der Pirat.

Ich hob den Kopf. Ein goldener Lichtstreifen drang herab und fiel weich in den großen Raum. Unzählige goldene Staubkörner wirbelten darin. Ein schöner Anblick. Ich registrierte außerdem, daß das Fenster dort oben zu schmal war, um einen Mann hindurchzulassen.

»Ich habe Policrates persönlich zum Narren gehalten«,

sagte ich zu dem Mann neben mir. »Ich brachte ihm den Topas. Er merkte nicht, daß ich der Falsche war, ebensowenig wie der Dummkopf Kliomenes.«

Der andere starrte mich ausdruckslos an.

»Lügner!« kreischte der Aufsichtführende Pirat. »Ich habe dich schon mehrmals wegen deiner Lügen verwarnt!«

Immer wieder hämmerte die Peitsche auf mich nieder. »Wenn du damit nicht aufhörst«, rief der Pirat, »trage ich die Sache Kliomenes vor!«

»Verzeih, Kapitän«, sagte ich und tat eingeschüchtert. Seine Bemerkung hatte mir aber verraten, daß ich recht hatte mit meiner Vermutung, Policrates sei unterwegs. Bestimmt hätte er mir mit einer Meldung bei Policrates gedroht, wenn dieser in der Festung gewesen wäre, zumal ich von Policrates gesprochen, hatte. Offensichtlich führte Kliomenes im Moment das Kommando über die Anlage. Und das war gut für meinen Plan.

»Tor schließen!« hörten wir einen Mann rufen. »Tor schließen!« Hoch über uns erschien plötzlich ein Pirat auf einem kleinen Balkon, der durch einen Wachraum betreten werden konnte. »Was ist da unten los?« brüllte er.

»Nichts!« rief der Pirat, der mich geschlagen hatte.

»Hast du das Signal nicht gehört?« rief der Mann auf dem Balkon.

Der Windenaufseher warf mir einen zornigen Blick zu. Er lockerte den Bremskeil. Augenblicklich spürten wir den Druck an den Stempeln.

»Paß auf, du Dummkopf!« rief der Mann vom Balkon. »Das Tor schließen!«

»Das Tor schließen!« brüllte unser Aufseher zornig. »Be-eilt euch, ihr Idioten!«

Wir spürten den Zug der Stangen an unseren Armen und ließen das Tor langsam herab, das die Gegengewichte in die Höhe zog.

Endlich war das Gitter unten.

Ich begegnete dem Blick des Piraten. Wutschäumend

starrte er mich an. Ich senkte den Blick und tat verängstigt. In Wirklichkeit war ich nicht unzufrieden mit den Ereignissen des Tages.

31

»Laßt sie auspeitschen, beide!« befahl Kliomenes.

Er saß lässig zurückgelehnt im Thronessel des Policrates und hielt Hof.

Mira und Tala, zwei blonde Schwestern aus Cos, die als Sklavinnen vor ihm knieten, wurden fortgeführt. Ihr Herr hatte Beschwerde gegen sie geführt, weil sie ihn nicht zufriedengestellt hatten.

»Führt sie fort!« rief Kliomenes.

»Weshalb bin ich hier, Kapitän?« fragte ich den Piraten neben mir, der mich in den Saal geführt hatte. Er hatte normalerweise die Aufsicht über die Arbeiter an der Winde.

»Kliomenes hält Hof«, sagte er grinsend.

»Aber ich habe nichts getan«, wandte ich ein und tat, als hätte ich eine Todesangst.

»Darüber soll Kliomenes urteilen«, bemerkte er.

»Bitte nicht, Kapitän!«

»Schweig!« befahl er grinsend.

»Ja, Kapitän.« Man hatte mich zwar von der Windenstange losgebunden, doch trug ich noch meine Ketten an Händen und Füßen.

»Was jetzt?« fragte Kliomenes.

»Die Verteilung von Beute«, sagte der Pirat.

Er schob fünf flache Schalen voller Münzen über die Fliesen und deponierte daneben ein Gewirr von Schmuck und eine Schale mit Perlen.

»Und dann dies«, fuhr der Mann fort und stieß ein angekettetes Mädchen nach vorn. Anmutig blieb sie vor Kliomenes stehen.

»Ist sie hübsch?« fragte dieser.

Irgend etwas an dem Mädchen kam mir bekannt vor, aber ich vermochte ihre Züge unter dem dünnen Schleier nicht auszumachen. Der Pirat hinter ihr riß den Schleier ab und ließ ihn zu Boden fallen. Unwillkürlich trat ich einen Schritt zurück. Es war die ehemalige Lady Florence aus Vonda. Inzwischen kannte ich sie unter dem Namen Florence, als Sklavin Miles' aus Vonda. Vermutlich war sie nicht mehr sein Eigentum. Ein prächtiges Beutestück!

»Sie ist hübsch«, stellte Kliomenes fest.

»Ja«, antwortete der Pirat.

»Mädchen«, sagte Kliomenes.

»Ja, Herr?«

»Wie wurdest du gefangengenommen?«

»Mit Gewalt«, antwortete sie. »Mein Herr, Miles aus Vonda, fuhr auf dem Schiff Blume von Siba von Victoria ab.« Ich kannte das Schiff. Siba ist eine Stadt am Vosk, östlich von Sais gelegen. »Sein Ziel war Turmus. Er hatte zwei Sklaven bei sich, mich und einen Kampfsklaven namens Kronrar.« Meiner Ansicht nach hatte Miles aus Vonda töricht gehandelt. Ich hatte Florence bei unserem Gespräch in der Taverne angedeutet, daß es derzeit gefährlich sei, auf dem Fluß zu reisen. Doch offenbar hatte der stolze Vondaner meinen Vorschlag mißachtet zu warten, bis er sich einem Konvoi anschließen konnte. Bestimmt hatten ihm andere Ähnliches geraten, denn in den Tavernen und auf den Märkten am Fluß gab es kaum ein anderes Thema. »Westlich von Tafa wurden wir von zwei Schiffen angegriffen. Wie ich erfahren habe, war das eine Schiff die Galeere Talia aus dieser Festung, unter Sirnaks Kommando, der hier neben mir steht. Das andere war die Galeere Tamira. Ihr Kapitän Reginald steht im Sold Ragnar Voskjards.«

»Du solltest doch die Tamira in die Nähe der Kette zurückbegleiten«, sagte Kliomenes zu dem Piraten, der ihm die Beute präsentierte. »Wie konntest du dich da unterwegs solchen prosaischen Dingen widmen?«

»Es war leichte Beute – Gold, das förmlich im Sand lag,

Früchte, die zum Pflücken vor meiner Nase hingen!« antwortete der Pirat achselzuckend.

»Die Tamira befördert die Losungsworte, das weißt du«, sagte Kliomenes.

»Die sind sicher«, antwortete der Pirat.

»Was ist die Tamira?« fragte ich den Piraten neben mir.

»Das Kundschafterschiff Ragnar Voskjards«, antwortete er und bestätigte damit meine Vermutung. Um meinen Plan in die Tat umzusetzen, der dann vermutlich von der Erdenklavin Peggy verraten worden war, hatte ich mich als Kapitän von Kundschafterschiffen ausgegeben, angeblich von Ragnar Voskjard vorausgeschickt. Inzwischen war bereits das echte Vorausschiff der Piraten eingetroffen und wieder auf dem Rückweg nach Westen, um sich vermutlich dort mit dem Voskjard zu treffen. Daß sie nur ein Schiff geschickt hatten, deutete auf eine gewisse Überheblichkeit der Piraten aus dem Westen hin. Hatten sie wirklich so wenig zu befürchten?

»Die Kette ist noch nicht durchtrennt worden?« fragte ich. Das bisher geführte Gespräch brachte mich auf diesen Gedanken. Andererseits wußte ich nicht recht, wie Voskjards Kundschafterschiff hier hätte erscheinen können, wenn es keinen Weg durch die Kette gab.

»Nein«, antwortete der Pirat neben mir.

»Wie ist das Schiff dann herübergekommen?« wollte ich wissen.

»Ein einzelnes Schiff, das sich als Handelsgaleere ausgibt, hat da keine Mühe«, erwiderte er.

»Ah, die Kette wurde für die Tamira geöffnet?«

»Wie für alle Schiffe, die in ehrlichen Geschäften unterwegs sind.«

»Es gab keine Schwierigkeiten?«

»Wir haben Freunde an der Kette«, bemerkte der Pirat.

»Ich verstehe.«

»Der Kundschafter wird zurückkehren, wie er gekommen ist.«

»Aha.« Innerlich schäumte ich vor Wut. Wie sinnlos, wie wirkungslos war doch die Kette!

Kliomenes betrachtete die Schätze vor sich.

»Ist dies wirklich eine gerechte Teilung der Beute der Blume von Siba?«

»Ich finde sogar, wir haben den besseren Teil«, sagte der Pirat vor der Plattform.

»Ich verstehe«, sagte Kliomenes.

»Auf dem Fluß sind im Moment keine großen Werte unterwegs«, fuhr der Pirat fort. »Die Leute haben Angst. Die Beute bleibt meistens in den Städten.«

»Wenn wir uns erst mit dem Voskjard verbündet haben«, sagte Kliomenes, »können wir uns das Zeug nach Belieben aus den Häusern holen.«

»Richtig, Kapitän!« rief der Pirat.

»Die Münzen, der Schmuck und die Perlen kommen zum allgemeinen Schatz«, befahl Kliomenes, und der Piratenkapitän rief Helfer herbei, die die Dinge hinaustrugen.

»Das Mädchen«, fuhr Kliomenes nachdenklich fort und betrachtete die Sklavin, die mit gesenktem Kopf vor ihm kniete. »Behaltet sie in der Festung. Ich selbst werde heute abend prüfen, was sie wert ist.«

Das schluchzende Mädchen wurde aus dem Saal gezerrt.

Nun fiel Kliomenes' Blick auf mich, und ich wurde nach vorn gestoßen. Unaufgefordert kniete ich nieder. Das löste bei den versammelten Piraten Gelächter aus. Ich war der letzte Tagesordnungspunkt dieses Morgens. Er hatte mich bis zuletzt aufgehoben.

»Ich hätte dich schon vor langer Zeit umbringen sollen«, sagte Kliomenes. »In der Taverne des Tasdrön.«

»Verzeih mir, Kapitän«, sagte ich mit gesenktem Kopf.

»Wie mir berichtet wird, bist du ein Prahlhans und Lügner«, fuhr Kliomenes fort.

»Nein, nein, Kapitän«, sagte ich hastig.

»Er behauptet«, meldete der Pirat, der mich zur Audienz

geführt hatte, »daß er dich und Policrates täuschte, indem er den Kurier des Ragnar Voskjard spielte.«

»Ist dir dein Ansehen bei den anderen Sleen an der Winde so wichtig, daß du solche Lügen riskierst?« fragte Kliomenes.

Ich hob den Kopf nicht. Ich schien zu zittern.

»Du hast ihn doch gewarnt, nicht wahr?« wandte sich Kliomenes an den Mann neben mir.

»Oft sogar, Kliomenes«, antwortete dieser. »Doch noch heute früh wiederholte er seine Behauptungen. Er glaubte wohl, ich sei außer Hörweite.«

»Ich verstehe.«

»Außerdem hat er sich gestern herabwürdigend über dich geäußert.«

»Was hat er gesagt?« Kliomenes war amüsiert.

»Er nannte dich – einen Dummkopf«, antwortete der Pirat.

Die Anwesenden lachten. Kliomenes aber, das merkte ich, als ich den Kopf hob, schien sich nicht zu amüsieren. Anscheinend gab es in der Festung Vorbehalte gegen ihn – vielleicht war man eifersüchtig auf ihn und fürchtete ihn. Vielleicht gab es sogar Männer, die ihm am liebsten den Stellvertreterposten nach Policrates streitig gemacht hätten. Kliomenes sah sich um, und das Gelächter verstummte sofort.

»Verzeih, Kapitän!« sagte ich.

»Der Kurier – oder der Mann, der sich als Ragnar Voskjards Kurier ausgab – war einigermaßen vertraut mit dem Schwert«, sagte Kliomenes.

»Verzeih, Kapitän«, flehte ich.

»Töte ihn nicht, Kliomenes«, sagte einer der Männer in der Nähe der Thronplattform. »Er könnte uns noch nützlich sein, wenn es darum geht, den echten Kurier Ragnar Voskjards freizubekommen, der von unseren Feinden in Victoria bestimmt gefangengehalten wird.«

»Die würden niemals einen so wichtigen Mann gegen

diesen wertlosen Burschen austauschen, einen Hafenarbeiter!« sagte Kliomenes mit Nachdruck.

»Warte auf Policrates«, beharrte der Mann. »Er soll in dieser Sache entscheiden.«

»Wenn Policrates nicht hier ist«, sagte Kliomenes, »führe ich das Kommando.«

»Das bestreite ich nicht«, sagte der Mann und trat zornig einen Schritt zurück.

Kliomenes wandte sich wieder in meine Richtung. »Wenn du also wirklich der Mann bist, der hier als Ragnar Voskjards Kurier auftrat, dann mußt auch du dich mit dem Schwert auskennen.«

»Verzeih, Kapitän!« wiederholte ich.

»Gebt ihm ein Schwert!« befahl Kliomenes.

Der Mann neben mir, der mich hergebracht hatte, zog seine Klinge blank. Mit dem Griff voran hielt er sie mir hin.

»Nein«, sagte ich. »Nein!«

»Greif zu!« rief Kliomenes gelassen.

Mit einer angeketteten Hand nahm ich den Schwertgriff. Ich gab mir Mühe, die Waffe möglichst ungeschickt zu halten, wie einen Hammer und viel zu weit oben am Schutzsteg, was im Falle eines Kampfes meine Bewegungsfreiheit entscheidend beschnitten hätte.

Einige Männer lachten. Kliomenes lehnte sich auf seinem Thron zurück. Er hatte mich genau beobachtet. Er war ein eitler, arroganter Mann, aber nicht dumm. Er hatte seinen Leutnantposten bei Policrates nicht mit Dummheit errungen.

»Kannst du mich nicht töten, wie ich bin, in Ketten?« fragte ich. »Mußt du mich noch verspotten?«

»Bringt ihn nach draußen«, befahl Kliomenes, stand auf und reckte sich.

»Bitte, Kapitän, tu mir einen Gefallen!« flehte ich.

»Was?«

»Die Männer aus dem Windenraum sollen nicht erfahren, was mit mir geschehen ist!«

»Bringt sie in Ketten nach draußen!« wandte sich Kliomenes prompt an meinen Bewacher. »Sie sollen beobachten, was mit diesem Burschen geschieht.«

»Nein, Kapitän, bitte!«

Doch schon zerrten mich zwei Männer an den Armen aus dem Raum.

Im grellen Licht der Sonne kniff ich die Augen zusammen.

Ich spürte, wie mir die Ketten von Armen und Beinen genommen wurden. Bewaffnete umringten mich. In einer Hand hielt ich noch immer das Schwert des Piraten – und spielte weiter den Unerfahrenen und Ängstlichen.

Ich sah mich um. Ich stand auf einem etwa zwanzig Fuß breiten Bohlengang, der das Innenbecken der Festung säumte. Wir befanden uns innerhalb der furchteinflößend hohen Mauern. In dem Becken lagen nur fünf Schiffe und kleinere Boote. Rechts von mir erhob sich die große Eisentür, die in die Tiefen der Festung führte. Auf der anderen Seite des Innenbeckens, etwa hundert Meter Wasserfläche entfernt, sah ich den Holzgang am Fuße der Außenmauer und die Treppe, die zu den Wehrgängen der Mauer emporführte. Mein Blick ruhte schließlich auf dem nächsten Wassertor.

»Du wirst bald erkennen müssen, wohin deine Tollkühnheit führt«, sagte mein Wächter, dessen Schwert ich umklammert hielt.

Ringsum wurde gelacht.

Im nächsten Moment hörte ich das Klappern von Ketten, die in langsamem Rhythmus bewegt wurden. Meine Leidensgenossen von der Winde wurden ins Freie geführt, um sich mein Schicksal anzuschauen.

Ich senkte den Kopf, als sei ich beschämt, als würde ich gleich als Lügner vor ihnen stehen. Mit dieser Bewegung verdeckte ich zugleich mein Lächeln über die Tatsache, daß die Männer nicht mehr oben im Windenraum hockten und schwere Transportketten trugen. So würde es gewiß meh-

rere Ehn dauern, ehe sie an die Winde zurückkehren und das Wassertor öffnen konnten.

»Zurück! Macht Platz!« sagte Kliomenes und trat auf mich zu. Erschauernd wich ich zurück. Er reichte einem Begleiter sein Schwert und zog sich die Tunika bis zur Hüfte herab. Dann nahm er die Waffe zurück und vollführte damit mehrere Hiebe durch die Luft, um die Balance der Klinge zu testen. Es war eine schnelle Waffe. Ich wußte aber auch, daß meine sich noch schneller bewegen konnte.

»Wir brauchen Platz«, sagte Kliomenes.

Die Männer traten zurück und bildeten einen großen Kreis. Zwei Begleiter des Kliomenes, das entging mir nicht, hatten blank gezogen. Sollte er zufällig in die Enge getrieben werden, so würden sie sich bestimmt sofort für ihn verwenden. Nützen konnte es mir in meiner derzeitigen Lage nicht, Kliomenes zu verwunden oder zu töten. Mein Ziel war es nicht, mit ihm abzurechnen, sondern aus der Festung freizukommen. Und das schien mir nur möglich zu sein, wenn es mir gelang, seine Eitelkeit und vielleicht auch eine gewisse Unvernunft in ihm anzustacheln, die mir nützen konnten.

»Bist du bereit, du störrischer Einfaltspinsel, du hübscher Prahlhans, deine großen Worte einzulösen?« fragte Kliomenes.

Ich betrachtete meine Leidensgenossen von der Winde. Mürrisch standen sie in ihren Ketten vor mir. Ihre niedergeschlagene Stimmung freute mich. Trotz meiner großen Töne an der Winde, die ihnen sicher auf die Nerven gegangen waren, schienen sie sich nicht darauf zu freuen, einen der ihren niedergemetzelt zu sehen. Dies freute mich. Es ließ sich auch hoffen, daß sie es schwierig finden würden, sehr schnell in den Windenraum zurückzukehren. In ihrer Eile würden sie vielleicht sogar stürzen oder sich in ihre Ketten verwickeln. Solche Dinge geschehen nun mal.

Abrupt zuckte die Klinge auf mich zu.

Aus dem Gleichgewicht geworfen, torkelte ich zurück.

»Ein Glücksstreich der Abwehr«, sagte einer der Piraten.

»Hier gibt es keinen Callimachus, der dich rettet, Dummkopf!« fauchte Kliomenes, betrachtete mich abschätzend und bewegte seine Schwertklinge einen Meter vor meiner Brust hin und her.

Und wieder fuhr der Stahl wie eine Ost auf mich zu.

»Der Hafenarbeiter hat Glück«, sagte einer der Piraten.

Doch nun überkam mich wirkliche Angst, denn ich erkannte, daß Kliomenes mich diesmal wirklich hatte treffen wollen. Er war einen Schritt zurückgetreten und betrachtete mich aufmerksam. Ein Parierstreich mochte Glück sein, aber zwei von der Sorte, hintereinander, offensichtlich ungeschickt geführt und doch gleichermaßen wirkungsvoll, sprachen gegen die Wahrscheinlichkeit bei solchen Kämpfen.

»Er kennt sich aus«, verkündete Kliomenes.

»Er ist ungeschickt!« rief einer seiner Männer lachend. Andere fielen in das Lachen ein. »Hast du Angst, Kliomenes?« fragte jemand.

Kliomenes warf einen Blick auf die beiden Männer, die ihm am nächsten standen, die Männer, die ihre Schwerter gezogen hatten. Es genügte ein Wort, und die beiden würden sich auf mich stürzen, womöglich gefolgt von anderen.

Ich ließ mein Schwert fallen.

Kliomenes erstarrte, griff aber nicht an. »Jetzt hättest du ihn töten können«, sagte ein Mann.

Schweratmend und ungeschickt nahm ich die Waffe wieder auf. Ich blickte Kliomenes an, als sei ich zutiefst erschrocken.

Unentschlossen musterte mich mein Gegner. Er wußte, daß ich das Schwert wieder an mich hätte nehmen können, ehe er mich erreichte. Dagegen konnte er nicht sicher sein, ob ich das ebenfalls wußte.

»Sei gnädig, Herr«, sagte ich.

»Er hat Angst«, bemerkte einer der Piraten.

Da erkannte ich, daß ich mich auf ein höchst gefährliches Spiel einlassen mußte. Nicht die anderen waren von mei-

nem Unvermögen mit der Klinge zu überzeugen, sondern Kliomenes selbst. Die Zuschauer waren nicht wichtig.

»Verzeih mir, Kapitän«, flehte ich, kniete nieder und legte mein Schwert auf die Bohlen vor mir. Dann schob ich es mit dem Griff voran auf ihn zu.

Die Piraten machten ihrer Verachtung Luft.

»Bitte, Kapitän!« rief ich. »Laß mich wieder an die Winde ketten!«

Kliomenes lächelte. »Feigling!« riefen mehr als eine Stimme.

Ich kniete auf dem Holz und war der Gnade des Kliomenes wehrlos ausgeliefert. Er hätte sich auf mich stürzen und töten können wie eine angebundene Verr.

»Bitte, Kapitän!« schien ich zu bitten, »laß mich wieder an die Winde ketten!«

Kliomenes sah sich um und lächelte. Dann schob er die Klinge zu mir zurück. »Nimm dein Schwert!« befahl er.

Ich gehorchte; im gleichen Moment griff er an, und ich begegnete der herabzuckenden Klinge mit empordrängendem Stahl und einem Funkenschauer. Kliomenes stand nicht im Gleichgewicht, und ich wuchs dicht vor ihm empor, innerhalb seiner Abwehr, und packte ihn und drehte ihn in der Beuge meines rechten Arms halb herum, die Klinge in dieser Hand haltend. »Zurück!« rief ich den herbeieilenden Piraten zu. Meine linke Hand war in seinem Haar vergraben und zog seinen Kopf zurück, meine Klinge lag an seiner Kehle.

»Zurück!« flüsterte Kliomenes angespannt, ohne sich rühren zu können. Ohne ihn loszulassen, drehte ich mich um und vergewisserte mich, daß die anderen nicht zu nahe heranrückten.

»Nicht näherkommen!« warnte ich die Piraten. »Sonst schneide ich ihm die Kehle durch!«

»Ich bin ausgerutscht«, sagte Kliomenes. »Ausgerutscht.«

»Laß dein Schwert fallen«, sagte ich zu Kliomenes, und er gehorchte.

»Loslassen!« forderte einer der Piraten. »Du hast keine Chance zur Flucht!«

»Legt die Schwerter hin!« ordnete ich an. »Hier auf die Bohlen.«

Sie zögerten, und Kliomenes bekam ein wenig von der Schärfe des Stahls an der Kehle zu spüren.

»Schwerter weg, ihr Dummköpfe!« rief Kliomenes.

Ich sah zu, wie Klinge um Klinge, blank gezogen oder in der Scheide, zu Boden gelegt wurde.

Nun bedrohte meine Waffe den Rücken des Kliomenes. »Du gehst mir voraus nach oben auf die Mauer«, sagte ich zu ihm. »Ihr folgt mir nicht!« rief ich den anderen warnend zu.

»Gib dein Schwert ab«, forderte Kliomenes.

»Beeilung!« rief ich.

»Du hast nichts, womit du uns unter Druck setzen kannst«, sagte er.

»Doch – dein Leben.« Er erstarrte. »Ehe du nur zwei Schritte machst, kann ich dich mit meinem Schwert in Stücke hauen.«

»Vielleicht auch nicht«, sagte Kliomenes unsicher.

»Das ist ein Risiko, das ich gern eingehe. Du auch?«

Er schaute mich an.

Ich öffnete die linke Hand an meiner Hüfte: »Notfalls bin ich bereit, dich wie eine Sklavin am Haar auf die Mauer zu führen.«

»Das wird nicht nötig sein«, gab er zurück, machte kehrt und ging mir voraus über den Holzgang, der das Innenbaken der Burg säumte. Ich schaute zur Gruppe der Piraten zurück. Sie folgten uns nicht. Sie standen an der Eisentür, am Eingang zur eigentlichen Festung. Die Schwerter lagen vor ihnen am Boden.

»Leg deinen Bogen fort!« sagte ich zu einem der Männer auf der Festungsmauer, als wir die Treppe hinaufstiegen.

»Leg den Bogen fort!« befahl Kliomenes zornig. Er ging vor mir.

Gleich darauf hatten wir den oberen Wehrgang erreicht;

er verlief auf der Außenmauer des westlichen Torturms, der in seinen unteren Gefilden die Windenkammer beherbergte.

Zwei oder drei Männer, Bögen in den Händen, schoben sich vorsichtig näher.

»Legt die Bögen fort!« befahl ich.

»Tut, was er sagt!« rief Kliomenes ärgerlich.

Die Bögen wurden abgelegt. Ich blickte über den Mauer-
rand. Wie beabsichtigt, befanden wir uns in unmittelbarer
Nähe des Wassertors. Ich wußte nicht, wie tief es dort drau-
ßen war. Jedenfalls tief genug für den Kiel einer schwerbe-
ladenen Beutegaleere.

»Was hast du vor?« fragte Kliomenes.

»Sag ihnen, sie sollen ein Seil holen«, sagte ich und deu-
tete auf die Männer.

Kliomenes grinste. »Holt ein Seil«, befahl er.

Die Piraten hasteten die Treppen hinab.

»Mir scheint, die Flucht wird dir doch gelingen«, be-
merkte Kliomenes. Er nahm an, daß ich das Seil auch wirk-
lich benutzen wollte, daß ich damit von der Höhe der Mauer
hinabsteigen wollte. Das hätte den Piraten natürlich die Ge-
legenheit gegeben, mit Bögen auf mich zu zielen. Am Seil
wäre ich äußerst verwundbar gewesen, außerdem hätte
man das Seil durchschneiden können.

»Jetzt sind wir allein auf der Mauer«, sagte ich zu Kliome-
nes und richtete das Schwert auf ihn. Er trat einen Schritt
zurück.

Kliomenes erbleichte. »Töte mich nicht!« flehte er. Hinter
ihm gähnte der Abgrund, der auf dem unteren Bohlengang
endete.

Ich zog den Arm zurück, als wollte ich ihn mit der Klinge
durchbohren. Er zuckte zurück, fuhr herum und floh. Ich
lachte ihm nach, ohne mich zu rühren. Vermutlich würde er
erst wieder stehenbleiben, wenn er sich zwischen seinen
Männern in Sicherheit wähnte. Im nächsten Moment warf
ich das Schwert fort, erstieg die Mauerbrüstung und sprang
mit den Füßen voran in das tiefe unter mir schäumende

Wasser. Ich hatte den Eindruck, sehr lange in der Luft zu hängen. Sie wehte kalt gegen meinen Körper und zupfte mir am Haar. Dann prallte ich auf, glaubte durch das Wasser hindurchzustoßen und stieß mit großer Wucht auf den Schlamm des Flußgrundes. Bis zu den Knien sank ich ein und hatte schon das Gefühl, mir die Beine gebrochen zu haben. Brausend umtoste mich das Wasser. Ich befreite mich strampelnd aus dem Schlamm und schwamm mit energischen Bewegungen der Oberfläche entgegen, die ich einige Sekunden später keuchend durchbrach. Ich schüttelte mir das Wasser aus dem Haar, blinzelte es fort. Dann schaute ich nach oben zu den hoch über mir liegenden Bastionen. Meine Beine fühlten sich taub an, doch wenigstens konnte ich sie bewegen. Keine Pfeile prallten rings um mich ins Wasser. Ich holte tief Atem, tauchte und schwamm unter Wasser auf die im Wasser stehenden Schilf- und Buschhaine zu, die den zur Festung führenden Kanal säumten. Zwischen den Wurzeln und Stengeln suchte ich Schutz. Aus dem Schutz dieser Deckung schaute ich schließlich zurück und sah erst jetzt Männer auf den Mauern erscheinen. Ich hatte sie in die Festung schicken lassen. Nun wußten sie nicht einmal, in welche Richtung ich geschwommen war. Wieder tauchte ich ein Stück, bis ich das sumpfige Terrain nordwestlich der Festung erreichte, abgeschirmt durch hohe Bäume. Vermutlich glaubten die Piraten, ich würde mich nach Nordosten wenden, die Richtung nach Victoria. Auf jeden Fall hatte ich einen guten Vorsprung vor möglichen Verfolgern. Bestimmt dauerte es mehrere Ehn, das mächtige Wassertor zu öffnen. Dafür hatte ich gesorgt. Ich konnte die Fahrrinne auch später noch, im Schutz der Dunkelheit, in Richtung Nordosten durchqueren, um mich nach Victoria zu wenden. Nach Belieben konnte ich aber auch einfach zum Südufer des Vosk vorstoßen. Von dort fand ich sicher einen Weg zurück nach Victoria. Zahlreiche kleine Schiffe befahren den Vosk. So machte ich mich eilig auf den Weg. Mir war kalt. Aber ich war bei bester Stimmung.

»Wir heißen dein Schwert willkommen«, sagte Callimachus. Wir standen im Bug der langen Galeere, unterhalb der Vorderaufbauten. Der einzelne Mast war umgelegt worden und lag fest angelascht an Deck zwischen den Ruderbänken.

Wir lagen beigedreht östlich der großen Kette. Wegen des Nebels konnte man kaum etwas sehen. Es war ein kühler Morgen. Das Wasser plätscherte gegen die Planken. Irgendwo gellte der Schrei einer Voskmöwe.

»Du hattest es nicht nötig, zur Flotte zu kommen«, sagte Callimachus.

»Hierher gehöre ich«, sagte ich.

»Du hast bereits viel riskiert.«

»Wir wurden verraten.«

»Ja.«

Ich war voller Bitterkeit. Das Wassertor hatte meine Galeere zerstört, doch ich hatte aus der Gefangenschaft fliehen können. Ich hatte mich nach Victoria durchgeschlagen und war von dort weiter nach Westen gezogen, als ich von dem Aufmarsch der Schiffe an der Kette erfuhr. Gestern Abend war ich an Bord der Tina gegangen, die von Callimachus befehligt wurde.

»Wenn der Voskjard die Kette gewaltsam durchbrechen will«, sagte Callimachus, »werden wir ihn nicht aufhalten können.«

»Verraten hat uns die Erdensklavin Peggy, Tasdrons Besitz«, sagte ich.

»Bist du sicher?«

»Ganz sicher«, antwortete ich. »Oder war es Callisthenes?«

»Callisthenes kann es nicht gewesen sein«, meinte Callimachus. »Ich kannte ihn. Außerdem ist er ein Hauptmann aus Port Cos und gehört meiner Kaste an.«

Ich schaute mich um. Backbords und Steuerbords von der Tina, jeweils etwa fünfzig Meter entfernt, lauerten zwei wei-

tere Galeeren, die Mim aus Victoria und die Teilender aus Fina.

»Und er ist mein Freund«, setzte Callimachus nach. Es war kalt.

»Erscheint es dir denkbar, daß Tasdron oder Glyco der Verräter war?« wollte ich wissen.

»Tasdron kann es ebenfalls nicht gewesen sein«, gab Callimachus zurück. »Seine Interessen stünden zu sehr gegen eine solche Handlungsweise. Er ist ja immerhin der Anführer jener victorianischen Kräfte, die sich der Macht des Policrates widersetzen wollen.«

»Dann ist es vielleicht Glyco.«

»Er gehört meiner Kaste nicht an«, räumte Callimachus ein.

»Tasdron aber auch nicht.«

»Das stimmt.«

»Glyco«, sagte ich, »hat sich um deine Hilfe gegen die Piraten bemüht.«

»Er ist nicht bei der Flotte.«

»Dafür bemüht er sich am östlichen Teil des Flusses, weitere Hilfe herbeizuholen.«

»Vielleicht«, gab Callimachus zurück. »Aber bisher sind keine Schiffe dazugekommen.«

»Ich glaube nicht, daß Glyco etwas erreicht«, meinte ich. »Dazu herrscht zwischen den Städten zuviel Mißtrauen, und man fürchtet die Piraten zu sehr. Außerdem steht die Flotte des Policrates östlich von Victoria, um zu verhindern, daß solche Schiffe zu uns stoßen. Das habe ich dir schon gesagt.«

Callimachus schwieg.

»Warum will es dir nicht logisch erscheinen, daß die Sklavin Peggy uns verraten hat?« fragte ich.

»Sie hätte nichts hören können«, sagte Callimachus unsicher und zornig.

»Sie war im gleichen Raum«, gab ich zu bedenken. »Sie muß etwas gehört haben. Sie ist nicht dumm, obwohl sie

eine Sklavin ist. Sie hätte durchaus einiges von unseren Plänen mitbekommen können. Zweifellos gab sie das alles an den Kurier des Ragnar Voskjard weiter oder an einen Piraten in Tasdrons Taverne, vielleicht während sie gerade lustvoll in seinen Armen stöhnte, in der Hoffnung, durch einen solchen Verrat ihre Freiheit zu erringen.«

»Sie käme auf keinen Fall frei«, sagte Callimachus. »Sie müßte damit rechnen, noch weitaus grausamer versklavt zu werden.«

»Das wüßte sie aber nicht«, erwiderte ich. »Sie kommt von der Erde.« Es dauert Jahre, bis ein Mensch von der Erde sich an die Denkungsweise der Goreaner gewöhnt hat. Geduld mit Sklavinnen ist nicht ihre Stärke.

»Vielleicht wurdest du durch einen von Callisthenes' oder Aemilianus' Männer verraten«, meinte Callimachus.

»Durch zuverlässige Kämpfer, die ebenfalls kaum Gelegenheit haben konnten, sich mit dem Feind in Verbindung zu setzen?« fragte ich und blickte ihn aufgebracht an. »Warum begreifst du nicht, daß es Peggy war?« Ich begann mich zu fragen, ob ihm etwas an ihr lag.

»Jemand anders kann es nicht gewesen sein«, stimmte mir Callimachus zu, und seine Stimme hatte einen schrecklichen Klang. Diesen Tonfall begriff ich nicht. Es hörte sich beinahe an, als wäre er auf irgendeine mir nicht verständliche Weise persönlich verraten worden.

Ich blickte über den Bug in den Nebel hinaus. Es war beinahe nichts auszumachen.

»Wenn wir das Glück haben, diesen Kampf zu überleben«, fuhr Callimachus fort, »werde ich dafür sorgen, daß die verräterische Sklavin bestraft wird.«

Ich erschauerte.

»Vielleicht gibt es ja keinen Kampf«, fuhr Callimachus fort. »Wir stehen jetzt schon zwei Tage vor der Kette.«

»Die Tamira hat sie passiert, nicht wahr?«

»Die Tamira ist ein Handelsschiff«, sagte Callimachus.

»Sie ist in Wirklichkeit ein Kundschafterschiff Ragnar

Voskjards«, gab ich zurück. »Sie kommt von einem Besuch bei Kliomenes in der Festung des Policrates.«

»Ich vermag das kaum zu glauben«, sagte Callimachus.

»Wurde sie an der Kette durchsucht?«

»Nein.«

»Wäre das geschehen«, sagte ich, »hätte man festgestellt, daß sie Beutestücke aus der Blume von Siba an Bord trug. Darüber hinaus hätten sich bestimmt Papiere gefunden, die eine Verbindung zu Policrates herstellen, Dokumente über Losungsworte und Gegenlosungen, mit denen das Vorgehen der vereinten Piratenflotte koordiniert werden kann.«

»Du irrst dich«, sagte Callimachus. »Reginald, der Kapitän, ist ein allseits bekannter Mann.«

»Ich erfuhr diese Dinge am Hofe des Kliomenes.«

»Du mußt dich irren!«

»Ich rechne fest mit einem Kampf.«

»Der hätte längst stattfinden müssen«, meinte Callimachus.

»Durchaus möglich.«

»Vielleicht fürchtet der Voskjard die Kette.«

»Vielleicht.«

Von Zeit zu Zeit war das unruhige Knirschen der mächtigen Kettenglieder zu hören, die an Pfeilern befestigt waren und sich über den Fluß erstreckten. Jedes dieser Glieder war etwa achtzehn Zoll lang und einen Fuß breit; das darin verarbeitete Metall war dick wie ein männlicher Unterarm. An einigen Stellen hing die Kette bis zu einem Fuß unter dem Wasser; an anderen, insbesondere nahe der Pfosten, verlief sie bis zu einem Meter über dem Fluß. Mit massiven Ringen war sie an den Pfosten verankert. An fünf Stellen im Fluß konnte die Kette mit Hilfe gewaltiger Flöße geöffnet werden; hier gab es Wachstationen. Wächter waren auch an den Endpfeilern am Nord- und Südufer des Flusses stationiert.

»Wo ist Callisthenes?« fragte ich.

»In der südlichen Wachstation«, antwortete Callimachus.

Diese Station galt als der gefährdetste Punkt der Anlage. Im allgemeinen besitzen die goreanischen Schiffe, Rund-

schiffe eingeschlossen, nur einen sehr geringen Tiefgang. Wo es keine ausgebauten Hafenanlagen gibt, werden die Boote über Nacht ans Ufer gesetzt. Theoretisch war es daher möglich, daß die Kette an diesen Punkten umgangen wurde. Die flachen Schiffe konnten ans Ufer geholt und auf Rollen um die Endstützen der Kette herumgeschafft werden. Dabei galt die südliche Wachstation als verwundbarer, weil sie entlegener war. Zur nördlichen Station hin war die Versorgung von Port Cos einfacher darzustellen, Entsatz wäre schneller zur Stelle gewesen, ganz abgesehen davon, daß sich dort auch die Kasernen für sämtliche Wachmannschaften an der Kette befanden. So freute es mich zu hören, daß Callisthenes in der südlichen Wachstation Posten bezogen hatte. Gerade dort brauchten wir unsere besten Leute. Trotzdem würde er uns fehlen, sollte es die Flotte des Voskjard doch wagen, die Kette direkt anzugreifen.

»Vielleicht müßten wir ebenfalls dort warten«, sagte Callimachus nachdenklich.

»Die Kette scheint ungemein stark zu sein«, sagte ich. Callimachus und ich hatten sie erst vor kurzem zum erstenmal gesehen und waren auf ihre Wirkung nicht vorbereitet gewesen. Sie stellte eine ungeheure technische Leistung dar. Wenngleich wir an unseren theoretischen Vorbehalten hinsichtlich der Wirksamkeit festhielten, waren wir doch angesichts der Kette ein wenig erleichtert. Wir verstanden, warum Männer, die die Kette gesehen hatten, positiver über die Auswirkungen dachten als wir, die wir im fernen Victoria zum erstenmal darüber diskutiert hatten.

»Vielleicht hat der Voskjard ja Angst vor der Kette«, meinte ich.

»Auch westlich der Kette müßte es genug Beute für ihn geben«, sagte Callimachus.

»Das meine ich auch.«

Ich blickte über die Reling auf die mächtige metallverkleidete Holzramme, die ein Stück aus dem Wasser ragte. An der Steuerbordseite sah ich das große, gekrümmte Ramm-

messer, das an der Flanke unseres Schiffs befestigt war. Auf der Backbordseite lauerte das Gegenstück, fest verankert in den Planken der Wandung vor den Rudern. Es hieß, daß ein Schiffsbauer aus Port Kar namens Tersites diese Klingen erfunden hatte.

»Du hast noch keinen Schiffskampf erlebt, nicht wahr?« fragte Callimachus.

»Nein. Aber es muß schrecklich sein.«

»Ich gehöre der Kriegerkaste an«, sagte Callimachus und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Ich erschauerte bei dem Gedanken, was er wohl alles erlebt haben mochte und mir an Wissen voraus hatte. In diesem Augenblick fürchtete ich ihn. Ich glaubte ihn nicht mehr zu kennen, und es kam mir vor, als sei er ein gänzlich anderer Typ als ich.

»Hast du Angst?« fragte Callimachus.

»Ja.«

»Das ist nur natürlich.«

»Um welche Zahlen geht es?«

Callimachus grinste. »Das ist die Frage eines Kriegers«, sagte er.

»Bestimmt haben wir Informationen darüber.«

»Es heißt«, sagte Callimachus, »der Voskjard wäre stärker als Policrates. Angeblich befehligt er etwa fünfzig Schiffe und zweitausendfünfhundert Mann. Unsere Informationen über Policrates sind genauer. Er hat vierzig Schiffe und etwa zweitausend Mann unter seinem Kommando.«

»Sollten sich diese Flotten vereinigen, ergäbe das eine mächtige Streitmacht«, äußerte ich.

»Und ob – und doch vermag Port Cos etwa fünfzig Schiffe aufzubieten und Ar-Station fünfundvierzig. Dementsprechend wären die Flotten dieser beiden Städte überlegen, wenn sie nur zusammen operieren können.«

»Wie viele Schiffe aus Ar-Station helfen uns an der Kette?«

»Zehn«, antwortete Callimachus. »Mehr wollte man uns nicht zur Verfügung stellen.«

»Und wie viele aus Port Cos?«

»Zehn an der Kette, und zwanzig in der Nähe der südlichen Wachstation.«

»Also dreißig insgesamt.«

»In Port Cos liegen weitere zwanzig Einheiten«, rechnete Callimachus weiter. »Sie sollen allerdings für den Notfall die Verteidigung der Stadt sicherstellen.«

»Wie viele unabhängige Schiffe?«

»Sieben. Zwei aus Victoria, zwei aus Jorts Fähre, zwei aus Kap Alfred, zwei aus Fina. Jorts Fähre und Kap Alfred liegen westlich von Ar-Station und sind im Prinzip auf die Politik Ars eingestimmt.«

»Folglich haben wir siebenundvierzig Schiffe auf dem Fluß«, stellte ich fest.

»Ja.«

»Und man schätzt, daß der Voskjard fünfzig Schiffe mitbringt?«

»Ja.«

»Dann scheinen mir die Chancen etwa gleichmäßig verteilt.«

»Oder mit der Kette ein wenig zu unserem Vorteil?«

»Möglich.«

»Trotzdem bist du skeptisch?« fragte er.

»Unsere Schiffe sind überall verstreut. Sie fahren Streife an der Kette.«

»Und Voskjards Flotte kann nach Belieben an jeder Stelle angreifen.«

»Wenn die Piraten die Kette durchschneiden«, meinte ich, »könnten sie bei einem oder mehreren Kämpfen die Verteidigerschiffe überwältigen.«

»Du denkst wie ein Krieger«, bemerkte Callimachus.

»Wir hoffen natürlich, sie lange genug hinter der Kette festzuhalten, um unsere Streitkräfte massieren zu können.«

»Selbstverständlich.«

»Du hast vorhin gesagt, du glaubst nicht, daß wir einen konzentrierten Angriff auf die Kette zurückwerfen könnten. Wieso?«

»Bedenke eines«, antwortete Callimachus. »Die Kämpfer aus Ar-Station sind im Grunde Landsoldaten, Infanteristen aus Ar, die man an die Ruder von Galeeren gesetzt hat. Sie können nicht auf dem Wasser kämpfen. Und die unabhängigen Schiffe, zum Beispiel die Tina, werden nicht von Kriegern bemannt, sondern von Freiwilligen, mutigen, aber unerfahrenen Männern, zumeist aus niederen Kasten. So beschränkt sich unsere Verteidigungskraft im wesentlichen auf die Flotte aus Port Cos.«

»Das wären dann also dreißig Schiffe aus Port Cos gegen die Flotte des Ragnar Voskjard?« fragte ich besorgt.

»Im wesentlichen, ja.«

»Warum bist du dann hier?«

»Ich gehöre der Kriegerkaste an«, antwortete Callimachus. »Und warum stehst du hier an meiner Seite?«

»Ich weiß es nicht«, gab ich zurück.

»Du bist hier, weil du ebenfalls ein Krieger bist.«

»Das stimmt nicht.«

»Nicht jeder Krieger gehört sofort der Kriegerkaste an«, bemerkte Callimachus.

»Das verstehe ich nicht.«

»Daß du ein Krieger bist, habe ich in deinen Augen gesehen.«

»Du bist ja verrückt!« sagte ich.

»Bereits vor zehntausend Jahren«, sagte er, »im Vermögen des Bluts, in der Eroberung hilfloser Frauen, fiel die Wahl der Kaste auf dich.«

»Du weißt nicht, was du redest.«

»Wir werden sehen«, sagte er und zog sein Schwert. »Sehr bald schon.«

»Warum ziehst du dein Schwert?«

»Du hörst es sicher auch.«

»Was denn? Was?«

»Ich habe mich geirrt«, sagte er. »Ich dachte, es gebe keinen Kampf.«

»Ich verstehe deine Worte nicht.«

»Und doch ist es eigentlich logisch«, fuhr der Kämpfer fort. »Wenn die Tamira wirklich Ragnar Voskjards Kundschafterschiff war und wenn sie vor vier Tagen in westlicher Richtung die Kette passierte und das Treffen in der Nähe der Festung des Ragnar Voskjards vereinbart wurde, dann sind die Zeiträume nicht unmöglich.«

»Wovon redest du?« fragte ich.

»Hörst du es nicht?«

»Ich höre nichts!« rief ich. »Du bist ja verrückt!« Ich hörte nur das Wasser an der Schiffswand, das Quietschen der Kette, das Knirschen von Rudern in den Dollen, den gelegentlichen Schrei einer Voskmöwe. »Nichts«, flüsterte ich.

Doch plötzlich sträubten sich mir die Nackenhaare.

»Siehst du?« fragte Callimachus, hob das Schwert und deutete in den Nebel hinaus.

»Nein«, sagte ich. Ich vermochte nichts auszumachen. Doch inzwischen hörte ich etwas, sehr deutlich sogar.

Dann tat sich im Nebel eine Lücke auf, und ich entdeckte jenseits der Kette einen unübersehbaren Schwarm von Schiffen.


»Die Flotte Ragnar Voskjards«, sagte Callimachus. In seiner Stimme schwang eine Begeisterung, die mir unverständlich war.

Ich stand erstarrt auf dem Deck und konnte mich sekundenlang nicht rühren.


»Du hältst das Schwert in der Hand«, sagte Callimachus lächelnd.

Ich erinnerte mich nicht, es gezogen zu haben.

»Blast die Kampfhörner!« rief Callimachus den Männern auf unserem Schiff zu. »Blast die Kampfhörner!«



In jahrelanger Arbeit hat der amerikanische College-Professor und Autor John Norman einen großen Fantasy-Zyklus geschaffen, der die Abenteuer heldenhafter Erdenmenschen auf dem phantastischen Planeten Gor – der Gegenerde – schildert. Gor, die Zwillingswelt der Erde, umkreist die Sonne auf derselben Bahn, nur befindet sie sich stets auf der anderen Seite, verborgen hinter dem Tagesgestirn. Gor ist eine ungezähmte Welt, bewohnt von wilden Völkern und umkämpft von fremden Mächten.



Jason Marshall, einst ein freier Erdenmensch, entledigt sich seiner Sklavenketten auf Gor. Auf der Suche nach seiner Schicksalsgefährtin, die mit ihm verschleppt wurde, gerät er in kriegsrische Auseinandersetzungen zwischen dem Stadtstaat Ar und dem salireanischen Städtebund. Er schließt sich den berüchtigten Piraten des Vosk-Flusses an, um deren finstere Pläne aufzudecken und ihren Verbrechen das Handwerk zu legen. Doch die grausame Welt von Gor droht seinen Kampf zunichte zu machen.

ISBN N 3-453-31110-8 DM +006,80

T 3-59-21

Best.-Nr. 06/4158

EIN HEYNE-BUCH